hive: ÜBER LEBENSTECHNIK

KLARTEXT NR. 24

hive:

KLARTEXT ÜBER LEBENSTECHNIK

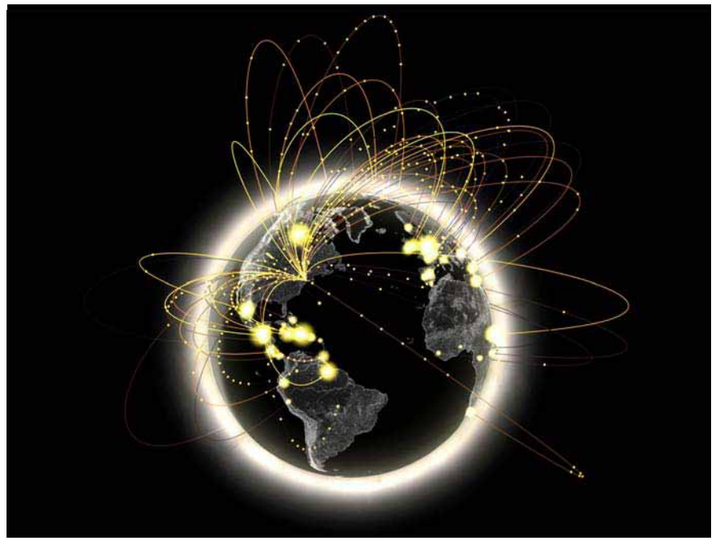
Das Magazin der Deutschen
Journalistenschule
Lehrredaktion 49A / 2011

Wer Sex auf Youporn hat

Wie Hacker die NPD aufmischen

Warum Daten schön sind

»DIESES REAL LIFE HAT ECHT 'NE KRASSE GRAFIK«



Die Grenzen zwischen digital und analog **verschwimmen.** Das Real Life hat eine »krasse Grafik« und die virtuelle Realität wird immer **lebendiger.** Eine **neue Welt** entsteht. Wie sie aussieht, steht in **diesem Heft.**

Übrigens: Der Satz auf unserem Cover stammt von einem Onlinesüchtigen. Wir hörten ihn bei einer Recherche und fanden, er gehört nach ganz vorn.

IMPRESSUM

KLARTEXT Nr. 24
Das Magazin der Lehrredaktion 49A
Deutsche Journalistenschule
München
www.hive-magazin.de

Herausgeber
Deutsche Journalistenschule e.V.
Altheimer Eck 3
80331 München
Telefon: 089/2355740
Fax: 089/268733
www.djs-online.de

Chefredaktion
Rico Grimm
Denise Peikert (V.i.S.d.P.)

Chefin vom Dienst
Nina Himmer

Artdirektorin
Mareike Zeck

Bildredakteurin
Jessica Schober

Social Media Editor
Felix Victor Münch

Redaktion
Lisa Frieda Cossham, Franziska Dräger, Rico Grimm, Anne Hähnig, Svenja Hering, Nina Himmer, Christian Höb, Friedrich Leist, Lisa Meyer, Felix Victor Münch, Denise Peikert, Patrick Pelster, Christian Pfaffinger, Jessica Schober, Mareike Zeck

Beratung
Bettina Wündrich (Konzept)
Lutz Widmaier (Layout)
Jochen Reiss (Text)
Erol Gurian (Foto)
Maximilian Gaub (Online)

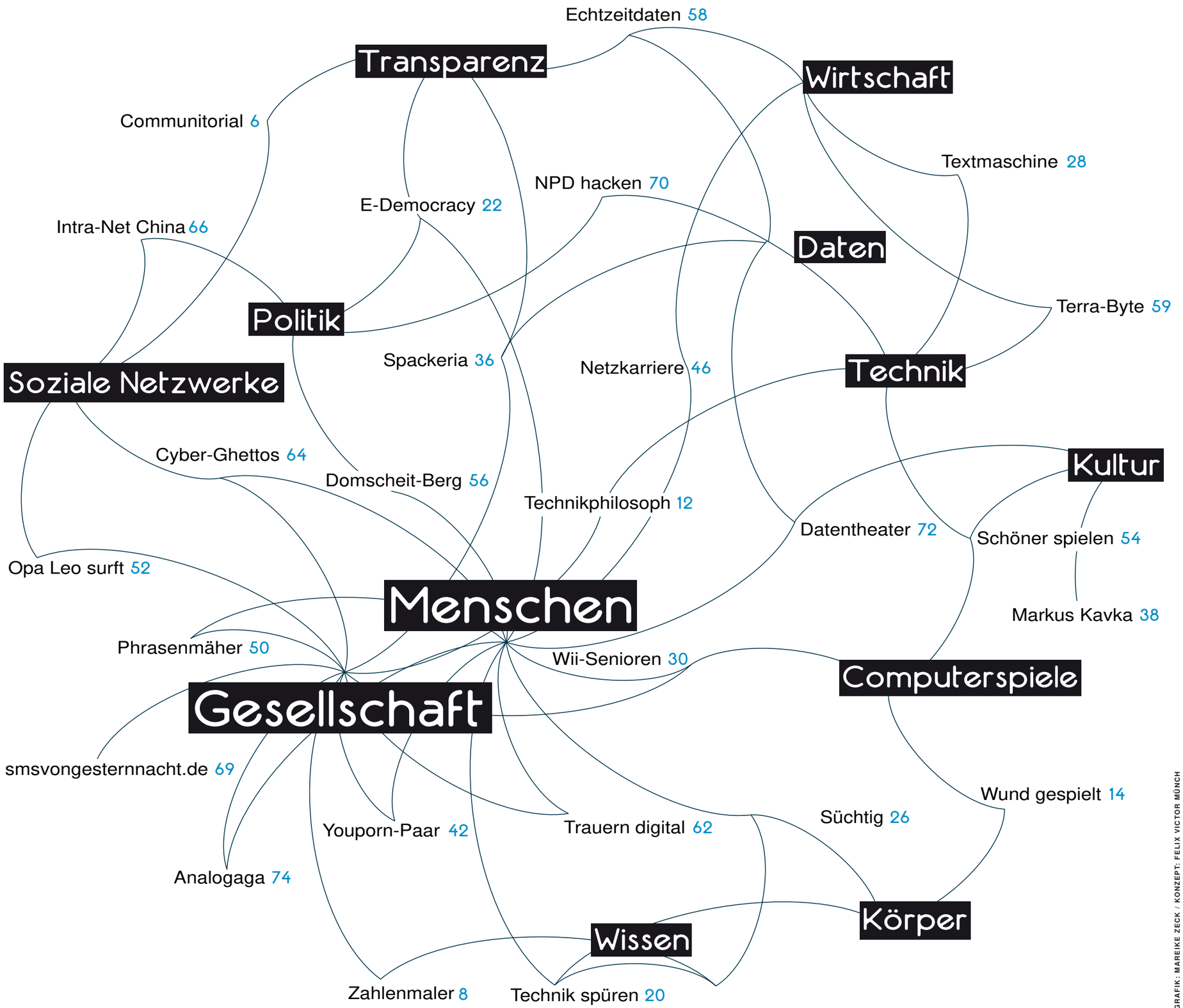
Anzeigen
cross.com, Tanja Leis
Venusstraße 1, 82205 Gilching
Telefon 08105/390799
www.cross-com.de

Lithografie
Regg Media GmbH
Dachauer Straße 233
80637 München
Telefon 089/1591820
www.reggmedia.de

Druck
Bosch-Druck GmbH
Festplatzstraße 6
84030 Ergolding
Telefon 0871/76050
www.bosch-druck.de

Wir danken
Jana Gioia Baurmann, Matteo Bittanti, Paul Butler, Eisenblätter & Triska Hutwerkstatt München, Dirk von Gehlen, Felix Heiner, Renate Jungwirth, Aaron Koblin, Sabine Lange, Felix Neumann, Jakob Schulz, Benedikt Sommer, Hakan Tanrivedi

FOTOS: KENZIE BURCHELL / IOCOSE (COVER), AARON KOBLIN



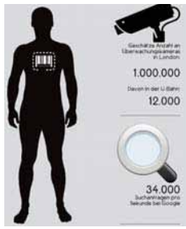
GRAFIK: MAREIKE ZECK / KONZEPT: FELIX VICTOR MÜNCH

INHALT

GAME-ARTHRITIS

Verkrüppelte Finger und blaue Schultern: Der italienische Künstler Matteo Bittanti zeigt, wovor Computerspielkritiker uns schon immer gewarnt haben. Seite 14

DER MENSCH IN DATEN



Google kennt nur 0,004 Prozent aller Internetinhalte weltweit. Und jeder wird in sechs Jahren von 1000 Sensoren überwacht – die Netzfakten. Seite 58

JEDES NETZ FÜR SICH

Im Internet sollten mal alle gleich sein. Sind sie aber nicht. Wie sich soziale Spaltung in Foren und Communitys zeigt. Seite 64

»ICH WILL KEIN DEUTSCHER ASSANGE SEIN«

Daniel Domscheit-Berg verriet Geheimnisse über Wikileaks. Im Interview erklärt er, warum Whistleblower ihm trotzdem vertrauen können. Seite 56

COMMUNITORIAL

VON DENISE PEIKERT

Tweet 0 +1 0 Gefällt mir Embed story

hive ist ein Experiment und dieses Heft sein Zwischenstand.

> Ich bin gespannt, wann die Redaktionen merken, dass „Internet“ schon längst kein Thema mehr für dauerhafte, separate Berichterstattung ist.
>
> holgi // twitter

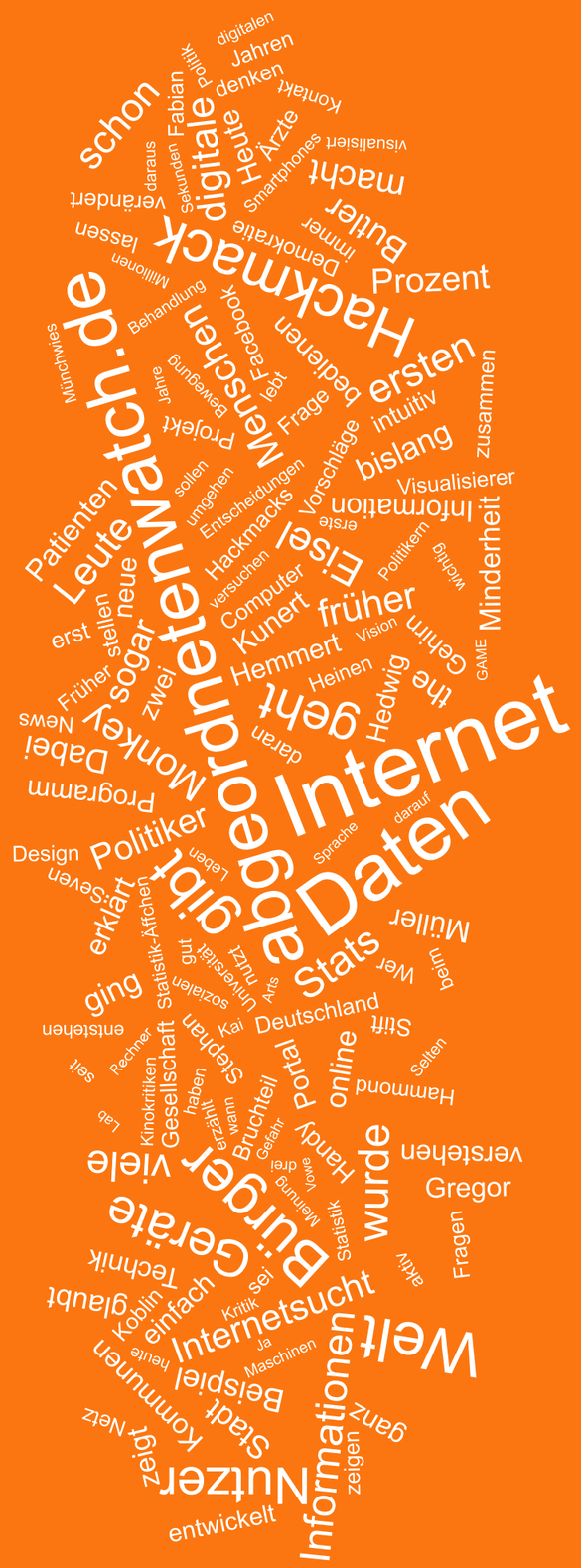
Dieser Tweet tauchte mitten in der hive-Produktion in unserer Timeline auf. Unsere 15 Redakteure beschäftigten sich da gerade irgendwie mit dem Internet, der Blogger Holger Klein setzte es ironisch in Anführungszeichen. Und gerade deswegen freuten wir uns über den Tweet: Bei uns geht es nicht um das ironische Internet. Nicht um ein Paralleluniversum. Bei hive geht es um das Internet, weil es Leben ist.

> hive ist das Medium für die digitale Gesellschaft. Es ist online und ein Magazin. Schon bei der Entwicklung des Hefts sollt ihr dabei sein. Das ist ein Experiment. Ob es klappt, wissen wir nicht.
>
> hive-Redaktion // hive-Blog

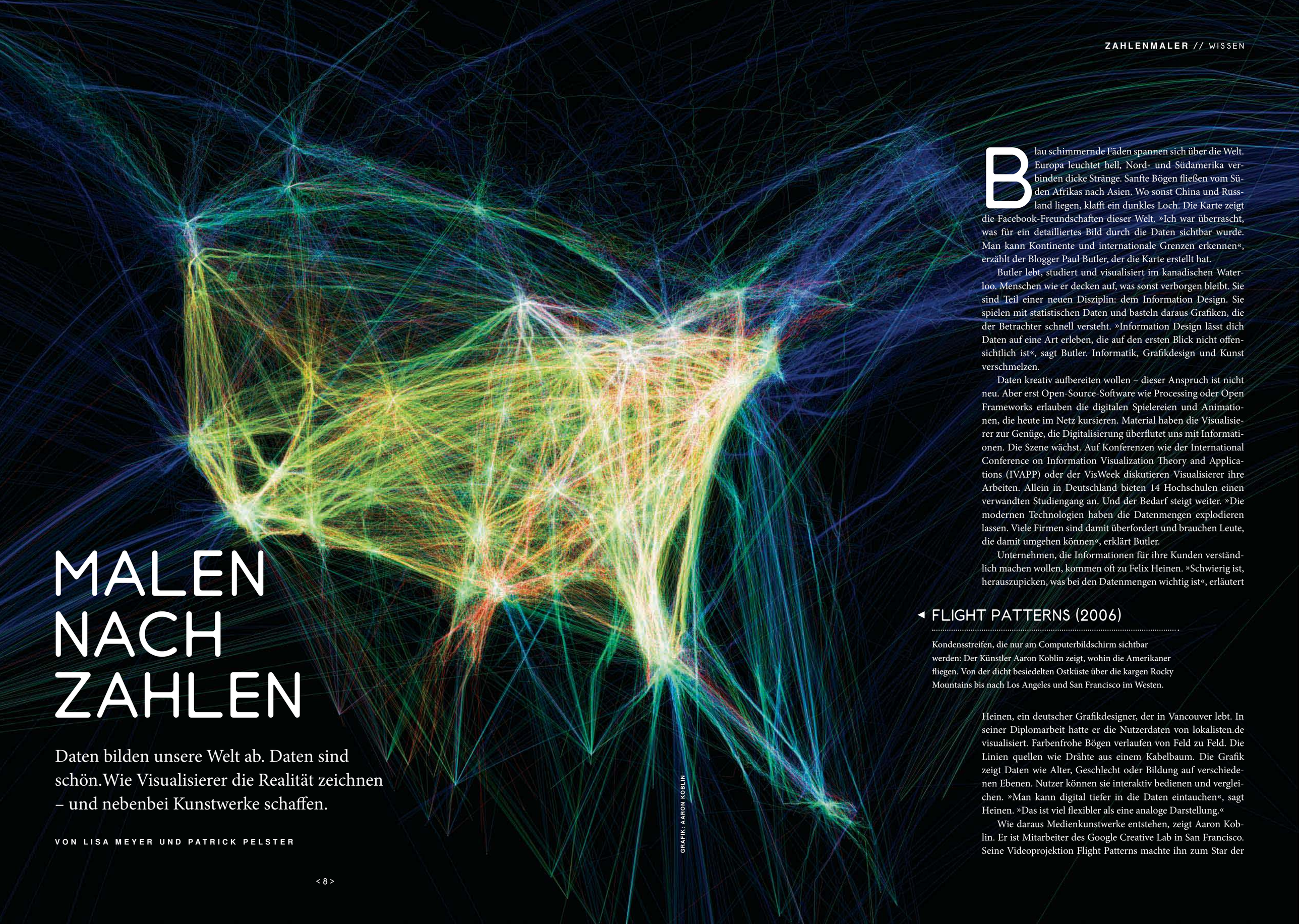
Mit diesem Blogpost fingen wir hive an. Und es war unser Ernst: Wir wussten nicht, ob es klappt. Später waren wir überrascht, dass manche von euch Kommentare schrieben, die länger waren, als unsere Posts. Wie waren überrascht, wie viele von euch uns halfen, ein Logo für hive zu finden. Und dass ihr euch dabei sogar ein bisschen gestritten habt, ob Magenta jetzt für die Telekom steht oder ob es auch eine hive-Farbe sein kann.

> Die Logos erinnern eher an eine Beratungsfirma, die Lösungen verkauft. Die aktive Teilhabe der Community, die ihr anstreben wollt, kommt mir da zu kurz.
>
> Felix Neumann // hive-Blog

Ihr habt jetzt den Zwischenstand des hive-Experiments vor euch liegen: Ein Gesellschaftsmagazin, das sich mit Technik beschäftigt. Wir sind dafür nach China geflogen, haben nach der digitalen Revolution gesucht und nur knapp aus dem kontrollierten Intra-Net herausfunden (Seite 66). Wir haben in einem stickigen Stundenhotel nach der Antwort auf die Frage gesucht: Warum filmen sich Michael und Hanna beim Sex? Warum laden sie den Clip bei Youporn hoch (Seite 42)? Wir haben nach Zahlen gesucht, zum Beispiel nach den 91 Dollar, die ein Facebook-Profil durchschnittlich wert ist. Oder den 34.000 Suchanfragen pro Sekunde bei Google (Seite 58). Wir haben nach den Menschen gesucht, die Geld für die NPD gespendet haben und deren Daten von Hackern im Internet veröffentlicht wurden. Wir haben sie gefragt: »Stört es Sie, dass jeder weiß, wohin Sie spenden?« (Seite 70). Wir mögen, was wir gefunden haben. Was sagt ihr? Unter www.hive-magazin.de ist Platz für eure Meinung. Und dort geht es weiter.



#101 NESSIN



MALEN NACH ZAHLEN

Daten bilden unsere Welt ab. Daten sind schön. Wie Visualisierer die Realität zeichnen – und nebenbei Kunstwerke schaffen.

VON LISA MEYER UND PATRICK PELSTER

GRAFIK: AARON KOBLIN

Blau schimmernde Fäden spannen sich über die Welt. Europa leuchtet hell, Nord- und Südamerika verbinden dicke Stränge. Sanfte Bögen fließen vom Süden Afrikas nach Asien. Wo sonst China und Russland liegen, klafft ein dunkles Loch. Die Karte zeigt die Facebook-Freundschaften dieser Welt. »Ich war überrascht, was für ein detailliertes Bild durch die Daten sichtbar wurde. Man kann Kontinente und internationale Grenzen erkennen«, erzählt der Blogger Paul Butler, der die Karte erstellt hat.

Butler lebt, studiert und visualisiert im kanadischen Waterloo. Menschen wie er decken auf, was sonst verborgen bleibt. Sie sind Teil einer neuen Disziplin: dem Information Design. Sie spielen mit statistischen Daten und basteln daraus Grafiken, die der Betrachter schnell versteht. »Information Design lässt dich Daten auf eine Art erleben, die auf den ersten Blick nicht offensichtlich ist«, sagt Butler. Informatik, Grafikdesign und Kunst verschmelzen.

Daten kreativ aufbereiten wollen – dieser Anspruch ist nicht neu. Aber erst Open-Source-Software wie Processing oder Open Frameworks erlauben die digitalen Spielereien und Animationen, die heute im Netz kursieren. Material haben die Visualisierer zur Genüge, die Digitalisierung überflutet uns mit Informationen. Die Szene wächst. Auf Konferenzen wie der International Conference on Information Visualization Theory and Applications (IVAPP) oder der VisWeek diskutieren Visualisierer ihre Arbeiten. Allein in Deutschland bieten 14 Hochschulen einen verwandten Studiengang an. Und der Bedarf steigt weiter. »Die modernen Technologien haben die Datenmengen explodieren lassen. Viele Firmen sind damit überfordert und brauchen Leute, die damit umgehen können«, erklärt Butler.

Unternehmen, die Informationen für ihre Kunden verständlich machen wollen, kommen oft zu Felix Heinen. »Schwierig ist, herauszupicken, was bei den Datenmengen wichtig ist«, erläutert

◂ FLIGHT PATTERNS (2006)

Kondensstreifen, die nur am Computerbildschirm sichtbar werden: Der Künstler Aaron Koblin zeigt, wohin die Amerikaner fliegen. Von der dicht besiedelten Ostküste über die kargen Rocky Mountains bis nach Los Angeles und San Francisco im Westen.

Heinen, ein deutscher Grafikdesigner, der in Vancouver lebt. In seiner Diplomarbeit hatte er die Nutzerdaten von lokalisten.de visualisiert. Farbenfrohe Bögen verlaufen von Feld zu Feld. Die Linien quellen wie Drähte aus einem Kabelbaum. Die Grafik zeigt Daten wie Alter, Geschlecht oder Bildung auf verschiedenen Ebenen. Nutzer können sie interaktiv bedienen und vergleichen. »Man kann digital tiefer in die Daten eintauchen«, sagt Heinen. »Das ist viel flexibler als eine analoge Darstellung.«

Wie daraus Medienkunstwerke entstehen, zeigt Aaron Koblin. Er ist Mitarbeiter des Google Creative Lab in San Francisco. Seine Videoprojektion Flight Patterns machte ihn zum Star der

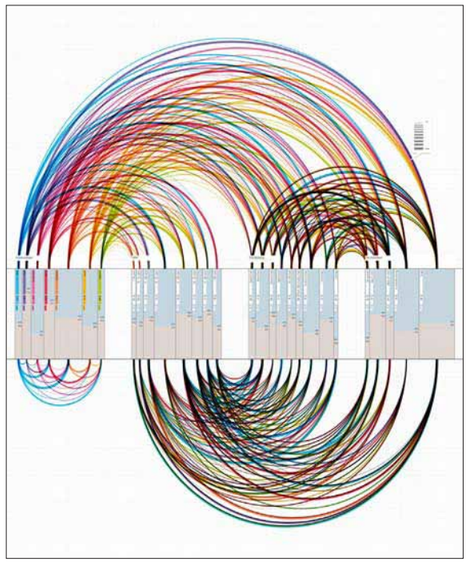
Szene. Koblin verwandelte Daten des amerikanischen Flugverkehrs in ein Geflecht aus bunten Linien, das sich morgens an der Ostküste entwickelt und langsam nach Westen ausbreitet. In oberflächlich chaotischen, doch organisierten Strömen surren die Flüge wie ein Bienenschwarm über das Land. »Die Daten ermöglichten es uns, ein detailliertes Bild aller Flugstrecken über Nordamerika zu zeigen«, erklärt Koblin. Er erinnert sich an den Tag, als er erstmals einen Blick auf die Daten warf: »Innerhalb von 15 Minuten ergaben die kryptischen Zahlen und Buchstaben ein Muster. Das war eine aufregende Erfahrung.«

Visualisierungen machen Daten lebendig. Anders als die Computerkunst der 80er Jahre sind sie eng mit der Realität verknüpft. Die Menschen rücken selbst in den Mittelpunkt. Ob durch Flugreisen oder Online-Freundschaften – unbewusst hinterlassen wir unzählige Datenspuren, die dargestellt werden können. Wir werden Gegenstand und Publikum der Visualisierungen, stehen ihnen nicht ehrfürchtig gegenüber wie Museumsbesucher den alten Meistern.

Über Blogs, Homepages und Social Networks werden die Arbeiten schnell verbreitet und erlangen wachsende Aufmerksamkeit. Die Motivation und das Selbstverständnis der Visualisierer sind dabei unterschiedlich. »Ich würde auf keinen Fall sagen, dass ich ein Künstler bin«, sagt Heinen, der rein beruflich mit Daten jongliert. Koblin dagegen versteht sich als Künstler. Seine Flight Patterns schafften es ins Museum of Modern Art in New York. Der Blogger Paul Butler visualisiert aus purem Spaß. »Du musst viele kreative Entscheidungen treffen, wenn deine Visualisierungen gut aussehen sollen. Wem wie mir die ästhetische Intuition fehlt, macht es nach dem Trial-and-Error-Prinzip«, erzählt Butler.

Die Visualisierer zeigen, dass unsere Gesellschaft komplexer, unsere Beziehungen umfassender, unsere Spuren transparenter geworden sind. Sie analysieren ihre Anatomie. Sie zerlegen unser digitales Wissen und setzen es neu zusammen. Ihre Werke helfen uns, zu verstehen – und sehen auch noch schön aus.

Mehr Zahlenmaler, Datenbilder und Videoanimationen findet ihr unter www.bit.ly/info-design.



▲ SOCIAL NETWORK (2007)

Felix Heinen durchleuchtete Lokalisten.de: Der Grafikdesigner wertete aus, was die Nutzer auf dem Portal tun und was sie von sich preisgeben. Die Linien zeigen: Berufsschüler geben als Familienstand am häufigsten »verzweifelt« an.

▼ FACEBOOK (2010)

Facebook-Praktikant Paul Butler analysierte die Freundschaftsbeziehungen von zehn Millionen Nutzern. Europäer sind häufig mit Amerikanern befreundet – aber Russland und China sind auf seiner Karte nicht existent.

GRAFIKEN: FELIX HEINEN / PAUL BUTLER / AARON KOBLIN

NEW YORK TALK EXCHANGE (2008)

Aaron Koblin visualisierte die Telefongespräche der New Yorker für das Museum of Modern Art. Dafür verwendete er Daten des amerikanischen Netzanbieters AT&T. Die Grafik zeigt: Nach Europa und Mittelamerika telefonieren die Bewohner von New York besonders gerne.

»WIR HABEN DIE GÖTTER ABGESCHAFFT«

Nicht das Internet verändert uns, sondern wir verändern das Internet, sagt Technikphilosoph Ulrich Wengenroth.

INTERVIEW: FRANZISKA DRAEGER

hive: Wir stellen uns das Gehirn wie eine Festplatte vor, mit unseren Gedanken im Arbeitsspeicher. Wieso tun wir das?
Ulrich Wengenroth: Das ist gerade das Neue. Als wir die Elektrizität entdeckten, erfanden wir die Frankensteingeschichte. Man dachte, Blitze und Ströme machen uns lebendig. Heute denken wir in Form von Computern. Das liegt daran, dass wir in unserer technisierten Welt Maschinen besser kennen als unsere Körper. Viel mehr Zwölfjährige haben schon in einen offenen Computer geschaut als bei einer Hausschlachtung in ein Schwein. Wer beim Schlachten dabei ist, kennt sich mit Anatomie aus. Und braucht keine Maschinenmetapher für seinen Körper.

Tun wir unserem Gehirn unrecht, wenn wir es mit einem Rechner vergleichen?
Ja, unglaublich. Computer können viel weniger, verbrauchen aber viel mehr Energie. Das Phänomenale an unserem Gehirn ist, dass es mit etwa 40 Watt eine Leistung erzielt, für die Computer die Energie eines Atomkraftwerks bräuchten.

Trotz unseres leistungsstarken Gehirns verstehen wir nur einen Bruchteil der Technik, die wir täglich benutzen. Dieser Bruchteil wird kleiner und kleiner.
Wir haben uns damit abgefunden, dass wir vieles nicht verstehen. Die Technik wird immer komplizierter, unser Gehirn hat sich aber in den letzten 10.000 Jahren kaum weiterentwickelt. Früher haben wir unser Unvermögen, die Welt zu verstehen, durch Geister und Götter erklärt, die miteinander kämpfen. Wir versuchen, die Welt zu erklären und eine Ordnung ins Chaos zu bringen. Da können Geister und Götter ganz hilfreiche Annahmen sein. Heute haben wir sie abgeschafft. Wir erwarten einfach, dass wir mit technischen Geräten umgehen können, auch wenn wir sie nicht verstehen. Und klagen das ein. Was wir nicht bedienen können, schmeißen wir weg.

Das Internet hat neue Verhaltensweisen erschaffen. Wir zeigen der Welt auf unserem Online-Profil, wen wir lieben und haben hunderte Freunde, die wir kaum kennen.
Dieses Bekanntmachen, ob man in einer Beziehung ist, gab es früher schon. Man ging Hand in Hand. Man steuerte auch genau, ab wann man sich wo gemeinsam zeigte. Diese schwachen Freundschaften waren früher »Hallo-Bekanntschaften«. Als ich jung war, ging man durch die Stadt und sagte zu möglichst vielen Leuten Hallo. Man kannte sich nur vom Sehen, doch für beide war es von Vorteil, einander zu grüßen, weil es ihr Ansehen steigerte. Man wirkte, als kenne man Gott und die Welt. Ein Statussymbol.

Sie denken also, dass das Internet unsere Gesellschaft nicht so sehr verändert, sondern, dass sich die Gesellschaft einfach ins Internet verlagert?
Ja, das glaube ich. Das Internet ist ein Ausdruck ihrer Veränderungen und Nöte. Wenn man die Netzwerke nimmt – dort ist es ganz wichtig, Anerkennung zu finden. Austausch ist Anerkennung. Und dieser Austausch ist in der realen Welt gefährdet, denn unsere Familienverbünde und Dorfgemeinschaften lösen sich auf. Man zieht fürs Studieren und den

ULRICH WENGENROTH lehrt Philosophie, Soziologie und Geschichte der Technik an der Technischen Universität München.

FOTO: EROL GURIAN

Job durchs Land. Man will, dass die anderen wissen, wer man ist.

Man präsentiert sich online meistens nicht so, wie man wirklich ist, sondern ein bisschen besser. Wie hat man das früher gemacht?
Man hat sich schon immer ein bisschen hübscher und klüger geschwindelt.

Dennoch ist das heute doch komplexer. Man kann sich online viel stärker verstellen.
Ja, vor allem kann man sich in verschiedenen Freundeskreisen bei Facebook unterschiedlich geben.

Dumm nur, wenn man sich bei einem Post vertut und ihn an alle »Freunde« schickt.
Man kennt das ja auch aus dem realen Leben: Man sitzt mit ein paar Freunden zusammen, dann kommt jemand aus einem anderen Kreis unerwartet dazu und man stutzt, obwohl man gar nichts Dummes getan hat. Jetzt ist man zwei Personen. Man stellt sich in der Familie anders dar als mit anderen Studenten und einem

»MAN HAT SICH SCHON IMMER EIN BISSCHEN HÜBSCHER UND KLÜGER GESCHWINDELT«

Kasten Bier am Baggersee. Die Gefahr ist natürlich, dass man irgendwann nicht mehr weiß, wer man authentisch ist.

Nervt es Sie, per E-Mail auch am Feierabend erreichbar zu sein?
E-Mails sind toll. Sie sind der Sieg über das Telefon. Ich kann das Telefon jetzt praktisch vollständig verweigern. Früher hat mich das Klingeln ständig aus meinen Gedanken gerissen. Jetzt denke ich erst zu Ende oder bereite das Seminar für morgen vor und antworte dann.

Heute surfen viele in Seminaren mit ihren Smartphones im Internet. Sind wir weniger aufmerksam als früher oder ist Surfen nur das moderne Träumen?
Wenn jemand nicht gefesselt wird – und es gibt ja ganz viele langweilige Meetings und Seminare – beschäftigt er sich anders. Früher hat man taggeträumt oder hatte zwischen den Konferenzunterlagen etwas Spannendes oder Wichtiges zu lesen. Kein fundamentaler Unterschied.

Es gibt die Theorie, dass sich unser Sprachzentrum vor lauter Kurzmitteilungen verändert. Schreiben Ihre Studenten heute einfachere Texte?
Nein, sie werden anders. Sprache verändert sich permanent. Es fallen Dinge weg, andere werden abgeschliffen. Neue entstehen. Diese Kurztext-Akrobatik ist oft sehr kreativ. Es wird bei SMS sogar wieder mehr Dialekt verwendet als früher in der geschriebenen Sprache. In der Schweiz fällt das sehr stark auf. Während Schweizer in Briefen hochdeutsch schreiben, schicken sie SMS zum Beispiel auf Bernerisch. Das ist Bewahrung von Traditionen durch moderne Technik.

Wie Wissenschaftler versuchen, unser Gehirn im Computer nachzubauen, lest ihr unter www.bit.ly/humanbrain_hive.

GAME ARTHRITIS

FOTOS: KENZIE BURCHELL / KONZEPT: MATTEO BITTANTI UND IOCOSE

»3D OPTICAL DISORDER«

»PLAYSTATION THUMB«

»Spiele-Arthritis soll nicht existieren. Spielefirmen wollen darüber nicht reden. Ärzte wollen darüber nicht diskutieren. Und Labore weigern sich, Testreihen durchzuführen«, schreibt Matteo Bittanti auf seiner Homepage. Seine Bilder zeigen Menschen, die zu viel getippt, geglotzt und gedrückt haben. Der Italiener überreizt Klischees. Die Verletzungen, die er in seiner »Systemic Study of Video Games Induced Diseases« zeigt, sind fingiert. hive zeigt Bittantis schönste satirische Blessuren.

»NINTENDO ARTHRITIS«

»WASD SYNDROME«

»ATARI SKINNING«

»WII MOTE SHOULDER DISLOCATION«

»CARPAL TUNNEL SYNDROME«

Vieles funktioniert auf Knopfdruck. Unser Verhältnis zur Technik könnte inniger sein. Ein Forscher arbeitet schon am Telefon mit Pulsschlag.

DAS AUFGEREGTE HANDY

VON CHRISTIAN PFAFFINGER

Wir sind mächtige Tapser. Früher einmal, da haben wir gesägt und gehämmert. Wir haben geschoben und gezogen, geklopft und gekratzt. Das war anstrengend. Darum haben wir Knöpfe erfunden, die wir drücken können, damit Maschinen uns die Arbeit abnehmen. Wir waren fasziniert, wie ein leichtes Tippen mit unsichtbarer Kraft Dinge in Bewegung setzte. Dabei ist das körperliche Erleben abhanden gekommen. Jetzt wollen wir wieder sägen und hämmern, schieben und ziehen. Und digitale Geräte mit natürlichen Bewegungen bedienen.

Die Spielkonsole Nintendo Wii zeigt, wie das geht. Beim Tennis-Game fuchtelt man mit dem Controller so, als würde ein richtiger Schläger geschwungen. Das ist der Anfang einer neuen Art, mit Computern umzugehen. Lange Zeit konnte man mit dem Rechner nur textbasiert arbeiten, es war ein Dialog in pixeligen Zeichen. In den 90er Jahren wurde die Benutzeroberfläche dann grafisch. Symbole ließen sich mit der Maus anklicken und verschieben. Heute geht das mit dem Finger.

»Als nächstes«, sagt Fabian Hemmert, »kommt das Körperliche.« Der 29-Jährige forscht im Design Research Lab der Berliner Universität der Künste und entwickelt Geräte, die den Nutzer wieder mehr spüren lassen. Er will die Bedienung erlebbarer machen. »Wir haben Fähigkeiten, die uns in Fleisch und Blut übergegangen sind«, sagt er. »Nehmen wir Fahrrad fahren. Wir können es einfach, aber wir könnten niemandem per Mail erklären, wie es geht. Es ist intuitiv.« Mit solchen intuitiven Fähigkeiten sollen künftig auch digitale Geräte bedient werden.

Zum Beispiel ein Handy, das seinen Akku und damit seinen Schwerpunkt verlagern kann. Fabian Hemmert erklärt den Nutzen so: »Nehmen wir eine Bildergalerie. Wenn links außerhalb des Screens noch mehr Bilder sind, dann verschiebt sich der Akku so, dass das Handy links schwerer ist. Will der Nutzer die anderen Bilder sehen, kippt er das Handy intuitiv nach rechts, so dass die anderen Fotos hereinrutschen.« Der Nutzer fühlt die Information also, anstatt sie angezeigt zu bekommen und reagiert mit einer Bewegung darauf. »So können wir dem Digitalen ein Gewicht verleihen«, sagt Hemmert.

ES LEBT! Das »Shape-changing mobile« ist ein Handy-Prototyp. Es kann seine Form verändern. Wenn man sich durch das Menü bewegt, wird es dicker und dünner.

Dabei wird es für den Nutzer manchmal auch wieder anstrengender, die Geräte zu bedienen. Wie bei einem digitalen Stift, den Hemmert entwickelt hat. Fährt man mit dem Stift über den Bildschirm und stößt auf eine Datei, wird der Stift gebremst und lässt sich rauer führen. Der Nutzer kann Kanten und Oberflächen mit dem Stift ertasten. Die Dateien haben ein Gewicht, volle Ordner sind schwerer als leere. »Das ist eigentlich gegen den Trend, alles möglichst komfortabel bedienbar zu machen«, sagt Fabian Hemmert. »Aber wir nehmen das in Kauf, weil wir wieder etwas spüren wollen.« Das geht auch mit Knöpfen. Wenn der Nutzer einen Kontakt löschen möchte, muss er den Knopf fester drücken, als wenn er nur ein Foto löscht. Schließlich ist ein Kontakt in der Regel wichtiger.

Hemmerts Handys gibt es bislang nur im Labor. Die Deutsche Telekom, die das Design Research Lab 2005 zusammen mit der Technischen Universität Berlin gegründet hat, glaubt nicht an eine schnelle Markteinführung. »Die Idee, Maschinen fühlbar und intuitiv bedienbar zu machen und dem Nutzer das Lesen des Handbuchs zu ersparen, weist in die richtige Richtung«, sagt Telekom-Sprecher Hans-Martin Lichtenthäler. »Ob und wann diese Geräte in den Handel kommen, hängt von den Herstellern ab.« Bisher gebe es keine Aussicht darauf.

FABIAN HEMMERT entwickelt Handys, die schwitzen und sich bewegen.

»WIR NEHMEN REIBUNG IN KAUF, WEIL WIR WIEDER ETWAS SPÜREN WOLLEN«

Apple zeigt erste Ansätze. Der Konzern von Verbraucherversteher Steve Jobs entwirft Geräte und Funktionen so, dass sie sich intuitiv bedienen lassen. Anstatt zu klicken, zieht man die Anzeige mit zwei Fingern größer oder schiebt den Lautstärkeregler nach oben. Die Geräte haben Sensoren, die erkennen, wie wir sie halten und reagieren, wenn sie geschüttelt werden. Aber auch Hersteller von Videospielen entdecken das Prinzip und entwickeln zum Beispiel Gaming-Lenkräder, die gegensteuern, wenn die digitale Karre eine Kurve fährt. Ansonsten haben die Geräte bisher wenig Spürbares. Handys vibrieren zumindest.

Fabian Hemmerts Visionen gehen weiter. »Wie wäre es«, sagt er, »wenn das Handy in der Hosentasche lebt?« Er hat einen Prototyp entwickelt, der Feuchtigkeit absondern und sich bewegen kann. Das Telefon könnte einen Pulsschlag haben, der den Status anzeigt. Wenn ein Anruf verpasst wurde, ist es aufgeregter. Es zappelt und wird warm. Es atmet schneller. Und vielleicht schwitzt es sogar.

Andere Forscher wollen noch mehr fühlen. Der amerikanische Wissenschaftler Chris Harrison steuert Computer, indem er Projektionen auf seiner Haut bedient. Videos gibt es auf www.chrisharrison.net.

FOTOS: FABIAN HEMMERT / DESIGN RESEARCH LAB

STELL DIR VOR...

ES IST DEMOKRATIE UND KEINER GEHT ONLINE

Eine digitale Elite will das Parlament ins Internet verlegen. So richtig mitmachen wollen Bürger und Politiker aber nicht. Jetzt könnte aus einer guten Idee ein Problem für die Demokratie werden.

VON MAREIKE ZECK

Zwei Männer, eine Frage: Macht das Social Web Deutschland demokratischer? Gregor Hackmack, 33, glaubt daran. Auf seinen Profilbildern lässt der Hamburger gerne mal den oberen Hemdknopf offen. Er hat abgeordnetenwatch.de gegründet, ein Online-Portal, auf dem Bürger Fragen an Abgeordnete stellen können. Dass sie sich endlich auf Augenhöhe begegnen – das ist Hackmacks große Vision.

Stephan Eisel ist im Internet meist mit perfektem Krawattenknoten zu sehen. Der 56-Jährige wohnt in Bonn und leitet das Projekt »Internet und Demokratie« der Konrad-Adenauer-Stiftung. Hackmacks Vorstellung von Politik hält er für utopisch, die Demokratie-Euphorie im Internet sogar für gefährlich.

Dabei klingt Hackmacks Vision verlockend: weg von dem, was er und viele andere Aktivisten »Zuschauerdemokratie« nennen, hin zu einer »Kultur der Beteiligung«. Und er ist überzeugt, dass auch die Bürger das wollen. Das Internet biete nun neue Möglichkeiten, sie für Politik zu gewinnen.

Daran glaubt Stephan Eisel nicht. Für ihn ist Hackmacks Vision reines Wunschdenken. Weil die Mehrheit der Bürger auch durch das Internet nicht für Politik begeistert werden könne, drohe über das Netz eine Diktatur der Minderheit. Eine Gefahr für die Demokratie. »Das Netz ist eine Lobbying-Plattform für die, die politisch schon aktiv sind«, sagt Eisel. Für Leute aus Parteien und Bürgerinitiativen, solche Leute wie Gregor Hackmack von abgeordnetenwatch.de.

Hackmack hat sich schon als Jugendlicher in sozialen Bewegungen engagiert: erst gegen das Atommüll-Endlager in Gorleben, dann gegen die Studiengebühren. 2004 hat er sich für ein neues Wahlrecht in Hamburg eingesetzt. Die Bürger dankten es ihm 2008 und 2011 jeweils mit der niedrigsten Wahlbeteiligung seit 1945.

Vor sieben Jahren gründete Gregor Hackmack gemeinsam mit einem Freund abgeordnetenwatch.de. Als Spiegel Online das Portal zur Bundestagswahl 2009 dauerhaft verlinkte, war das der Ritterschlag für Hackmack. Er wurde zum Vorbild einer Bewegung, die ein ehrgeiziges Ziel verfolgt. 82 Millionen Deutsche sollen im Internet ihr Politikinteresse entdecken. Hackmack formuliert es so: »Ich wünsche mir, dass irgendwann jeder Einzelne den Mut fasst, Politikern Fragen zu stellen und sie an ihre Aufgabe zu erinnern. Sie sind die Vertreter des Volkes.«

So einer war Stephan Eisel auch einmal. Für die CDU rückte er 2007 für zwei Jahre in den Bundestag nach. Er glaubt an das Prinzip der indirekten Demokratie. »Die Bürger bestehen auch in Zeiten des Internets auf ihr Recht auf Delegation«, sagt Eisel. Deswegen brauche niemand darauf hoffen, die Menschen mit E-Democracy-Angeboten locken zu können.

WO SIND DIE BÜRGER HIN? Auch über das Internet lassen sich nicht mehr Deutsche für Politik begeistern.

Eine Studie der Bertelsmann Stiftung gibt Eisel Recht. Dort heißt es, neue Formen der Online-Beteiligung würden in der öffentlichen Diskussion bislang überschätzt: »Offensichtlich sind diese Verfahren nur von einer qualifizierten Minderheit begehrt.« 60 Prozent der Deutschen beteiligen sich nicht an elektronischen Petitionen und mehr als zwei Drittel verfassen keine eigenen Beiträge in Blogs oder auf Internetforen.

Gregor Hackmack hat andere Erfahrungen gemacht. Sein Portal abgeordnetenwatch.de wächst. Allein im Jahr 2010 haben die Nutzer fast 12.000 neue Fragen an die Abgeordneten aller Parlamente gestellt. Rund 10.000 davon haben die Politiker beantwortet. Besonders überraschend: Mehr als die Hälfte von 1000 abgeordnetenwatch.de-Nutzern gab bei einer internen Umfrage an, dass sie über das Portal zum ersten Mal Kontakt zu einem Politiker auf Europa-, Bundes- oder Landesebene aufgenommen hat. Lassen sich Politikmuffel nun also doch vom Internet bekehren? Professor Gerhard Vowe von der Universität Düsseldorf sagt: nein. Er beschäftigt sich mit dieser Frage bereits seit 2002. »Es sind die gleichen Leute wie früher, die politisch aktiv werden, die Gebildeten. Nur dass sich ihre Kommunikationsmuster geändert haben«, sagt Vowe.

Wer früher zum ersten Mal seine Meinung äußern wollte, ging zu Bürgerversammlungen, nahm an Demonstrationen teil oder kettete sich ans Gleis. Heute geht er online. Zum Beispiel auf

FOTOS: ARNDT WIEGMANN (REUTERS, LINKS) / TIM BRAKEMEIER (DPA)

abgeordnetenwatch.de. »Das Internet führt aber nicht dazu, dass insgesamt mehr Leute aktiv werden«, sagt Vowe.

Und darin liegt die Gefahr. »Der Hype um die E-Democracy verschafft einer politisierten Minderheit der Bevölkerung eine zu große Plattform«, sagt Stephan Eisel von der Konrad-Adenauer-Stiftung. Viele Politiker ließen sich davon unter Druck setzen und rechtfertigten ihre Entscheidungen mit der Meinung der digitalen Elite.

In Haushaltsdebatten ist das besonders gut zu beobachten. Beim Bonner Bürgerhaushalt im Jahr 2010 machten die Teilnehmer auf einer eigens eingerichteten Online-Plattform 1494 Vorschläge zur Verwendung von Geldern. Die Stadt feierte das Verfahren als Erfolg, aber die Vorschläge kamen von lediglich 0,22 Prozent der Bevölkerung. »Seitdem nutzt der Bürgermeister die Vorschläge, um jedwede Kürzung zu rechtfertigen«, sagt Stephan Eisel, der selbst Bonner ist. Und das, obwohl sie nur die Meinung einer kleinen Minderheit widerspiegeln. Die *taz* schreibt, die Stadt nutze den Bürgerhaushalt, um ihre Entscheidungen »populistisch zu flankieren«.

60 PROZENT DER DEUTSCHEN UNTERSCHREIBEN NIE ONLINE-PETITIONEN

Nicht nur in Bonn, sondern in Städten und Gemeinden in ganz Deutschland ist die Beteiligung an onlinebasierten Bürgerhaushalten bislang gering. Die Evaluationen der Kommunen zeigen: Nirgends registrieren sich mehr als vier Prozent der Bevölkerung auf den Portalen und nur ein Bruchteil der Registrierten diskutiert mit und macht Vorschläge. Ist die E-Democracy also am mangelnden Bürgerinteresse gescheitert? Noch wollen die Netzaktivisten nicht aufgeben. Dass der Großteil der Deutschen ein für alle Mal politikverdrossen sein soll, will Gregor Hackmack von abgeordnetenwatch.de nicht gelten lassen. Er glaubt, es mangele bislang einfach an attraktiven Angeboten – und auch an willigen Politikern: »Die denken, einmal gewählt, dürfen sie frei entscheiden und wollen am liebsten nicht mehr angesprochen werden.«

STEPHAN EISEL untersucht »Internet und Demokratie« für die Konrad-Adenauer-Stiftung und glaubt, dass die Bürgerpolitische Entscheidungen lieber delegieren.

GREGOR HACKMACK ist einer der beiden Gründer von abgeordnetenwatch.de. Dort müssen sich Politiker gegenüber den Bürgern erklären.

Immer wieder melden sich bei Hackmack Politiker, die nicht wollen, dass sie auf abgeordnetenwatch.de zu finden sind. Vom PR-Profi beraten, berufen sich Bundes- und Landtagsabgeordnete meist auf den Datenschutz, der für sie als Personen der Öffentlichkeit aber so nicht gilt.

Seit Juni dieses Jahres gibt es abgeordnetenwatch.de auch für einige Kommunen. Dort sagen Politiker noch, was sie denken. Ein Fraktionsgeschäftsführer schrieb: »Bei allem Verständnis für Transparenz [...] wir halten den Start von abgeordnetenwatch.de für unsere Stadt für überaus unglücklich.« Ein anderer Abgeordneter beschwerte sich über »Mails voller Schrott«. Dass Bürger Politikern öffentlich Fragen stellen, sei offensichtlich noch nicht selbstverständlich, bloggte daraufhin abgeordnetenwatch.de.

»ES DROHT EINE DIKTATUR DER MINDERHEIT. EINE GEFAHR FÜR DIE DEMOKRATIE.«

Gregor Hackmack will das ändern und plant jetzt den ganz großen E-Democracy-Coup: Wenn sein Projekt in den ersten Kommunen gut anläuft, soll bald jeder Bürger abgeordnetenwatch.de für seinen Stadtrat oder Kreistag selbst anlegen können. Genauso einfach wie einen Wikipedia-Artikel. »So wollen wir das Portal tiefer in der Gesellschaft verankern«, sagt Hackmack.

Er hat Großes vor, aber teilweise sind es nur einzelne Bürger, die die Daten für die ersten Kommunen auf abgeordnetenwatch.de auf dem aktuellen Stand halten. Damit sich das wirklich lohnt, müssten sie Hunderte ihrer Mitbürger für das Portal begeistern. Doch noch tun sich viele Kommunen mit dem Pilotprojekt schwer. In Pforzheim stellte im ersten Monat nur jeder 30.000ste Bürger eine Frage an die Gemeinderäte. Im Landkreis Segeberg war es sogar nur einer von 260.000. Auch im kleinen Geislingen an der Steige hatte im ersten Monat nur ein Bürger eine Frage. Die ging direkt an den Oberbürgermeister. Er wollte wissen: »Bin ich tatsächlich der erste Frager?«

Wie lokale Interessensgruppen Online-Bürgerhaushalte ausnutzen, beleuchten wir auf www.bit.ly/klick-politik.

FOTOS: PRIVAT

PIUM ONLINE

Ihre Drogen: Chatrooms, Facebook und Spiele. Rund 1,5 Millionen Menschen sind onlinesüchtig. Sie werden nie clean sein können.

VON JESSICA SCHOBER

Am Schluss konnte Hedwig Kunert* nicht einmal mehr das Tageslicht ertragen. Sogar auf dem Klinikflur setzte sie die Sonnenbrille auf. Die letzten Monate hatte sie im Halbdunkel verbracht. Ihr Leben wurde nicht strukturiert von Tag oder Nacht, sondern von diesem »Pling« – dem elektronischen Geräusch, wenn sie eine neue Chatnachricht empfing. Die 44-Jährige war mit ihrem Mann in eine fremde Stadt gezogen und aus Langeweile auf die Seite wer-kennt-wen.de gestoßen. Sie hatte alte Freunde entdeckt, in Chats immer mehr Privates erzählt und sich verliebt. Hedwig nannte sich nur noch Heidi. Sie wollte schön sein wie ein Model und beschrieb sich auch so. Monate später rief Kunert bei einer Telefonseelsorge an, von dort wurde sie in die Klinik Münchwies geschickt. Diagnose: Internetsucht.

Kunert ist eine von 1,5 Millionen Onlineabhängigen in Deutschland. »Bis zu drei Prozent der Internetnutzer sind süchtig, nur ein Bruchteil ist in professioneller Behandlung«, sagt Kai Müller. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Mainzer Spielambulanz. Dort gibt es eine Therapie speziell für Onlinesüchtige, im Wartezimmer sitzen Netzjunkies neben Glücksspielern. Hauptsächlich junge Männer. »Noch vor drei Jahren haben viele Internetsucht für Humbug erklärt«, sagt Müller. Doch seit 2008 kamen allein in Mainz 450 Patienten zum Erstgespräch, bei 80 Prozent wurde Internetsucht diagnostiziert.

Wie viel Internetkonsum ist normal, wann beginnt die Sucht? An der Nutzungszeit allein ist das nicht zu messen. Wer mehr als 30 Stunden pro Woche privat surft, gilt als süchtig. Über die weiteren Diagnosekriterien sind sich die Ärzte uneins. Unterschieden wird zwischen exzessivem Spielen, Chatten oder Surfen. Manche zählen auch noch die Onlinesexsüchtigen dazu. Die Kommunikationssüchtigen – im Vergleich eher eine Minderheit – sind angefixt von Communities und sozialen Netzwerken. Das geht so weit, dass sie Familie oder Arbeitsplatz verlieren. Oder Wasser in den Beinen haben vom stundenlangen Sitzen. »Wenn das normale Leben darunter leidet, wird es zur Sucht«, sagt Silvia Kratzer, Psychologin am Bezirkskrankenhaus Augsburg.

So ging es auch Ulrich Meier*. Als Verwaltungsangestellter verbrachte er viele Stunden täglich vor dem Rechner. Süchtig wurde er erst durch seine Leidenschaft für das Motorradfahren. Müller, 47, verheiratet, tauschte sich in einem Forum mit anderen Bikern aus, Benzingespräche eben. Ein Jahr lang chattete er vom Arbeitsplatz aus, ließ alles andere liegen. Irgendwann genügten die Tage nicht mehr. Wenn seine Frau abends ins Bett ging, lag er wach neben ihr und wartete, bis sie eingeschlafen war. Dann nahm er den Laptop mit in seine Motorradwerkstatt im Keller und surfte drei, vier Stunden weiter.

So wie Meier arbeiten viele Onlinesüchtige in Computerberufen, hat Psychologin Petra Schuhler von der Klinik Münchwies beobachtet. Wie soll ein Süchtiger klarkommen in einer Welt, in der er ständig mit seiner Droge konfrontiert wird? »Unser Ziel ist nicht die Abstinenz. Wir wollen die Leute ja nicht in die Steinzeit zurückschicken«, sagt Kai Müller von der Mainzer Spielambulanz. Computer sind natürlich wichtig im Alltag. »Deshalb müssen wir haarklein herunterbrechen, welche Seiten okay sind.« Dafür analysieren die Ärzte das Verlaufsfenster im Browser der Patienten nach dem Ampelmodell. Rote Seiten sind tabu. Für Menschen wie die chatsüchtige Hedwig Kunert sind das Chatrooms und soziale Netzwerke, aber auch Forendiskussionen auf Kochseiten. Gelb markierte Seiten bergen ein Risiko: zum Beispiel Chatlinks bei Browserspielen, wie dem »Wurzelimperium«, einem virtuellen Gärtnerprogramm. Auf Grün stehen E-Mails und Onlinebanking. »Nur sehr wenige Süchtige können auch die kritischen Anwendungen später wieder kontrolliert nutzen«, sagt Müller.

Anders als Nikotin- oder Alkoholabhängigkeit ist Internetsucht eine substanzunabhängige Verhaltenssucht. Forscher zanken sich, ob das eine eigenständige Krankheit ist, oder eher ein Einzelsymptom, das andere Diagnosen überlagert. Denn Internetsucht ist keine offiziell anerkannte Krankheit. Manche Ärzte ordnen sie als »Impulskontrollstörung, nicht näher bezeichnet« ein, damit die Krankenkassen überhaupt die Kosten übernehmen. Dabei gab es schon 1998 erste Patienten. Im Suchtbericht der Bundesregierung steht: »Seit etwa zehn Jahren wird eine übermäßige Internetnutzung beobachtet, die zu einem Abhängigkeitsverhalten führen kann.«

Wer es in eine der wenigen Spezialkliniken geschafft hat, muss sich von seinen Netzgewohnheiten verabschieden. Zum Beispiel in der Klinik Münchwies, die eine eigene Station für Computerkranke hat. Dort herrscht medienfreie Zone: keine Laptops, keine Smartphones. In einer zwölfwöchigen Behandlung versuchen die Ärzte mit Gruppentherapien und Einzelgesprächen herauszufinden, welche tiefergehenden psychischen Probleme die Internetsucht verursacht haben. Es gibt Sportprogramme, Malkurse und Tonarbeiten. Doch egal ob die Patienten in eine Tagesklinik, auf eine Station oder in eine Ambulanz zur Behandlung gehen – der Abschied vom Internet tut weh. »Avatar, Spielfigur oder Facebook-Account sind Begleiter, die über Jahre zu einem zweiten Ich geworden sind«, sagt Kai Müller. Etwa acht Prozent der Patienten würden wieder rückfällig, zahlreiche brachen die Therapie vorher ab. Der Patient spüre so etwas wie Abschiedsschmerz, ein Chaos der Gefühle, aber auch Erleichterung, dass es endlich vorbei ist.

Für Hedwig Kunert war der Abschied von ihrem Online-Ich besonders schmerzhaft. Eines Tages stand ihr Chatfreund vor der Tür. Hedwig sah nicht aus wie Heidi. Ihr Chatfreund dachte, sie sei die Putzfrau. Sie knallte die Tür zu und schleuderte eine Parfümflasche in ihren Schlafzimmerspiegel. Überall Scherben.

*Namen geändert

ONLINESUCHT

Bin ich onlinesüchtig? Andrija Vukicevic von der Mediensprechstunde Hannover diagnostiziert Medienabhängigkeit, wenn fünf von diesen acht Kriterien zutreffen: Es muss eine **ständige gedankliche Beschäftigung** mit dem Internet vorliegen. Ein Abhängiger muss **immer mehr Zeit vor dem Computer** verbringen, um den gleichen Kick zu bekommen. Er hat **erfolglose Versuche** unternommen, seinen Internetgebrauch in den Griff zu bekommen und **bleibt länger online als geplant**. Ohne Internet hat er **Entzugserscheinungen**, ist beispielsweise ruhelos, launenhaft oder depressiv. Durch den ständigen PC-Konsum werden **soziale Beziehungen oder der Arbeitsplatz aufs Spiel gesetzt**. Gleichzeitig versucht er, seine Sucht zu verbergen und **belügt Familienmitglieder oder Therapeuten**. Schließlich wird das Internet als Weg genutzt, um schlechte Stimmung zu kompensieren oder **Problemen auszuweichen**.

FOTO: EROL GURIAN

Schon wieder länger gesurft als geplant? Suchtkandidaten können auf www.computersuchthilfe.info einen Onlinewecker herunterladen. Wenn der Wecker klingelt: Logout.

JOURNALISTEN-AFFE

Programme können Sportberichte schreiben und Filme besprechen. Machen sie den Autor überflüssig?

VON CHRISTIAN HÖB

Die Fans jubeln, als der Basketballspieler seinen Wurf im Korb versenkt. Für die Zuschauer zählt der Spielstand, er entscheidet über Sieg oder Niederlage. Für zwei Menschen am Spielfeldrand geht es um mehr. Sie notieren jedes Detail für die Statistik. Punkte, Fouls, Würfe, Wurfquote. Kristian Hammond vom Intelligent Information Laboratory (Infolab) der Northwestern University in Chicago nennt sie »stats monkeys«, Statistik-Affen. Und diesen Namen gab er auch seinem Projekt an der Uni. Sein Programm Stats Monkey macht aus den Statistiken eines Spiels einen Spielbericht. »Es schreibt den Artikel sekundenschnell und vollautomatisch«, sagt Kristian Hammond.

Bei einem Basketball-, Eishockey- oder Baseballspiel entstehen unzählige Daten. Stats Monkey nutzt diese Informationen. Es entnimmt der Statistik sogar den Spielverlauf. Hat die Mannschaft einen Rückstand aufgeholt? Oder hat sie einen Vorsprung herausgespielt und über die Zeit gerettet? Das Programm erkennt auch, welches Ereignis spielentscheidend und welcher Spieler daran beteiligt war. Dazu holt sich Stats Monkey ein Bild und Zitate, die auf anderen Homepages online sind, und baut diese ein. Das Programm macht die Arbeit eines Sportjournalisten – und liefert brauchbare Ergebnisse. Das amerikanische Sportnetzwerk Big Ten Network (BTN) nutzt Stats Monkey für seine Homepage. In einer Baseball- und Softballsaison hat es fast tausend Geschichten geliefert. »Einfach umwerfend«, schwärmt Chris Malcolm, Internetchefredakteur bei BTN. »Für eine aktuelle Berichterstattung und untere Ligen, zu denen man niemanden hinschicken kann, reicht das sicherlich«, sagt Joachim Mölter, Sportjournalist der *Süddeutschen Zeitung*. Es sei eine gute Ergänzung, aber kein Ersatz. »Als Journalist kann ich die Hintergründe einschätzen und Emotionen transportieren«, sagt Mölter. »Das Programm erkennt nicht, ob der Spieler etwas fröhlich oder zerknirscht sagt.«

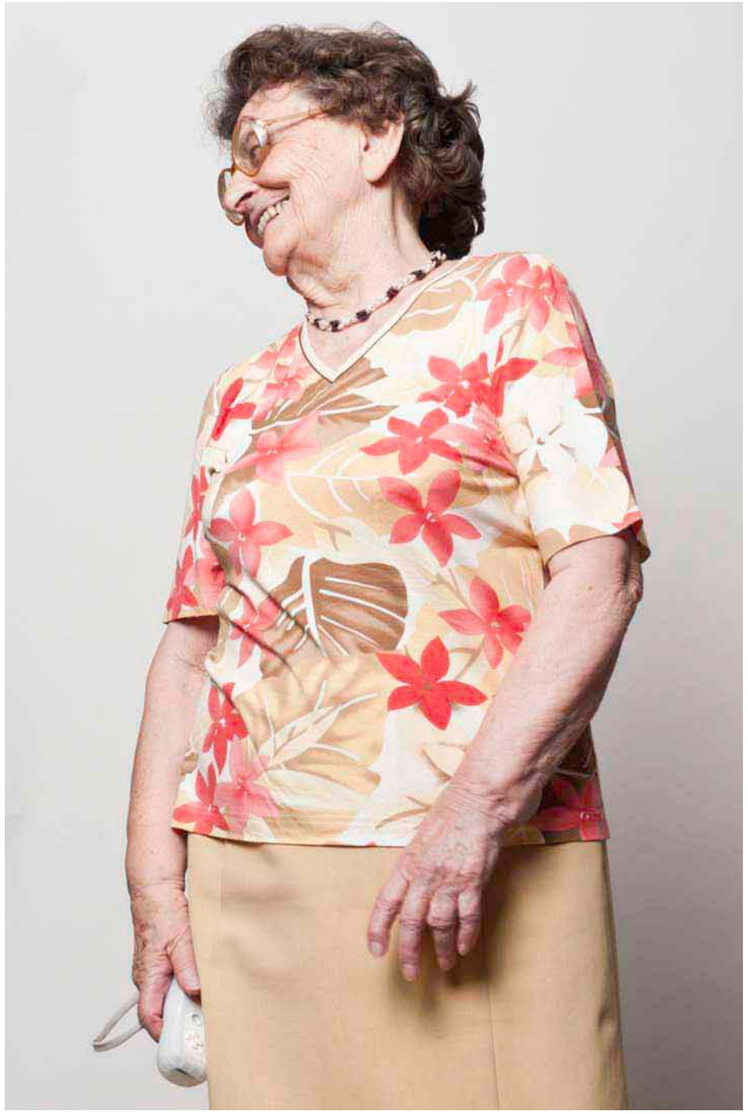
Über die Statistik hinaus geht ein anderes Projekt der Northwestern University: »News at Seven« bastelt eine Kinokritik in Form einer Nachrichtensendung, bei der sich ein animiertes Sprecherpärchen unterhält. Das Programm beschafft sich die Informationen im Netz. Für Fakten und Informationen durchsucht es Filmdatenbanken und Kinokritiken, in Blogs und sozialen Netzwerken findet es Meinungen. Das dauert nur wenige Sekunden. Wegen der Sprechelemente braucht das Programm für die Produktion des Videos länger als Stats Monkey. »Wenn die Figur 30 Sekunden lang sprechen soll, dauert es 30 Sekunden«, erklärt Hammond vom Infolab.

»Ich finde das unheimlich«, sagt Daniel Ronel. Er ist Kinokritiker und Redakteur beim Bayerischen Rundfunk. Die Idee sei sehr originell, aber »seelenlos, es erinnert mich an eine Telefon-Hotline«. Journalisten ersetzen könne es auf keinen Fall. Auch beim Urheberrecht sehe er Schwächen. News at Seven gibt seine Quellen nicht an. »Es kratzt das Gedankengut anderer zusammen und macht eine Schleife darum«, sagt Ronel. »Und es macht beim Anschauen keinen Spaß.« »Die Computerstimme ist nicht der Renner«, gibt Hammond zu. Die amerikanische Online-Plattform zap2it .com wollte die Technik nutzen, hat aber wegen der Sprache einen Rückzieher gemacht.

Stats Monkey und News at Seven können journalistische Inhalte produzieren. Aber dazu brauchen sie Informationen. Informationen, die von Menschen geliefert werden. Bei Stats Monkey sind es die »Statistik-Affen«, die jedes Detail notieren, bei News of Seven sind es Journalisten und Blogger, die Filmdatenbanken füllen und Kinokritiken schreiben.

FOTO: MORGAN LANE STUDIOS / GRAFIK: CHRISTIAN HÖB

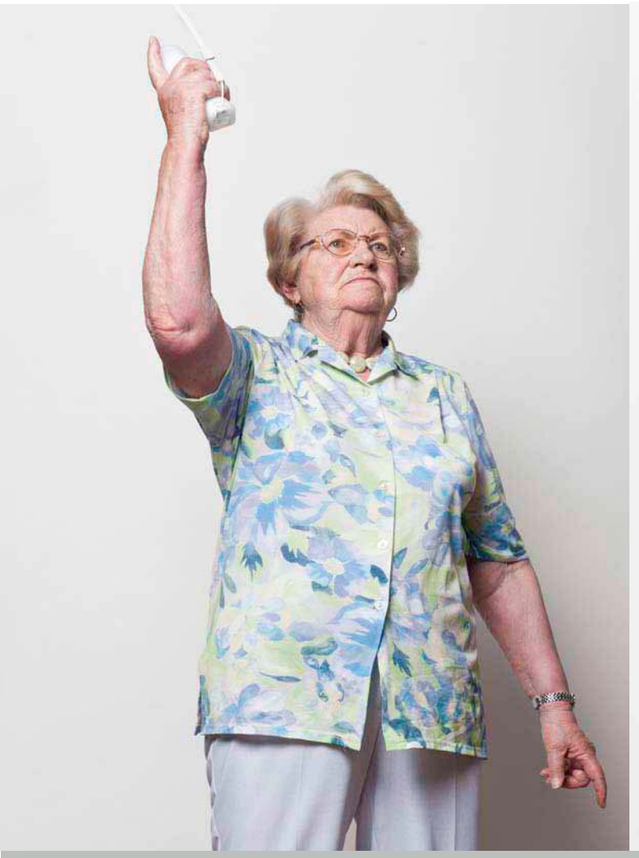
MENSCH #02



Wii BITTE?

Franz Probst (91) und Hildegard Filus (87) sind deutsche Senioren-Vizemeister im Bowling – auf der Nintendo Wii. Alle zwei Wochen trainiert das Team im Altenheim.

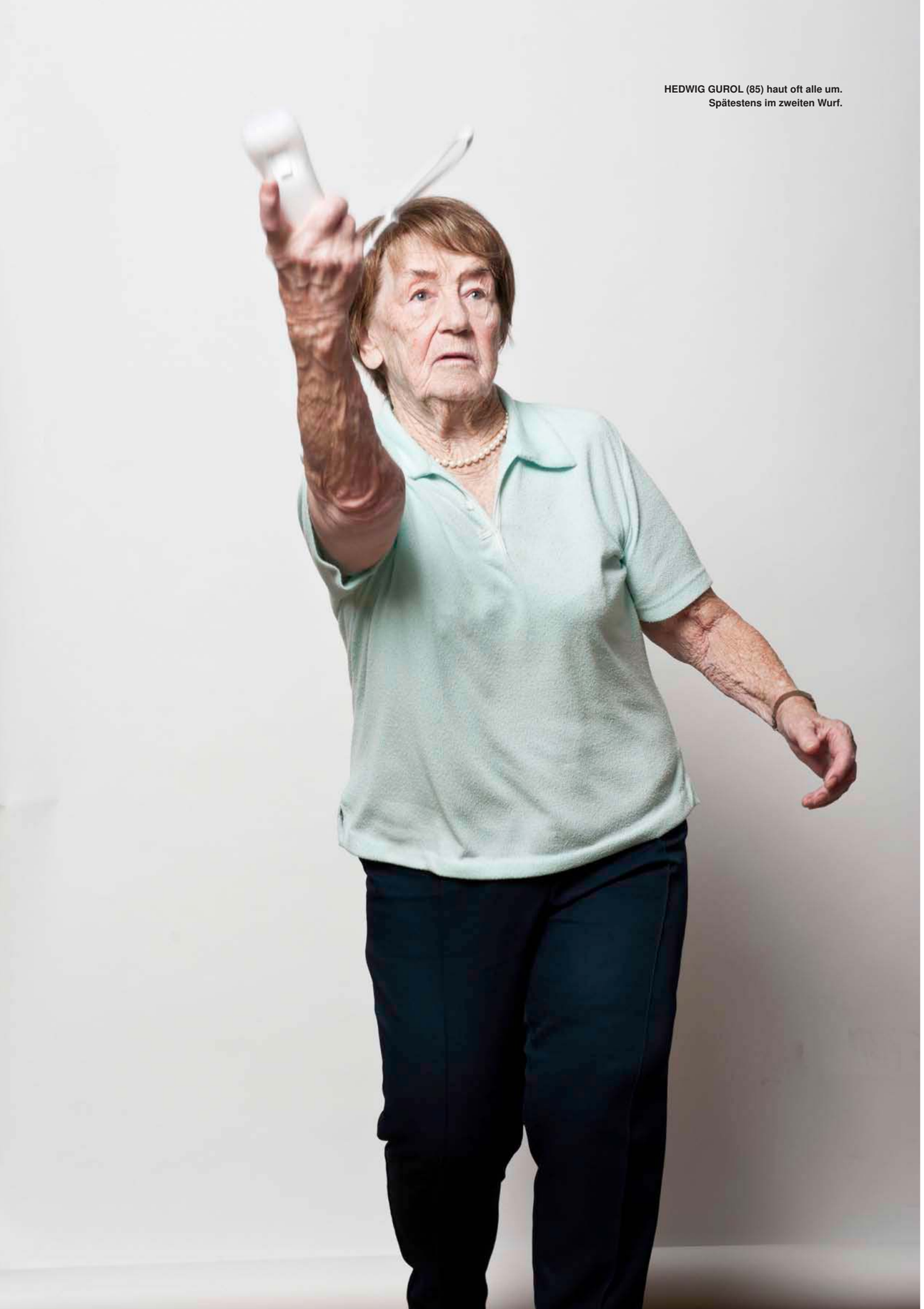
FOTOS: EROL GURIAN / KONZEPT: FRIEDRICH LEIST



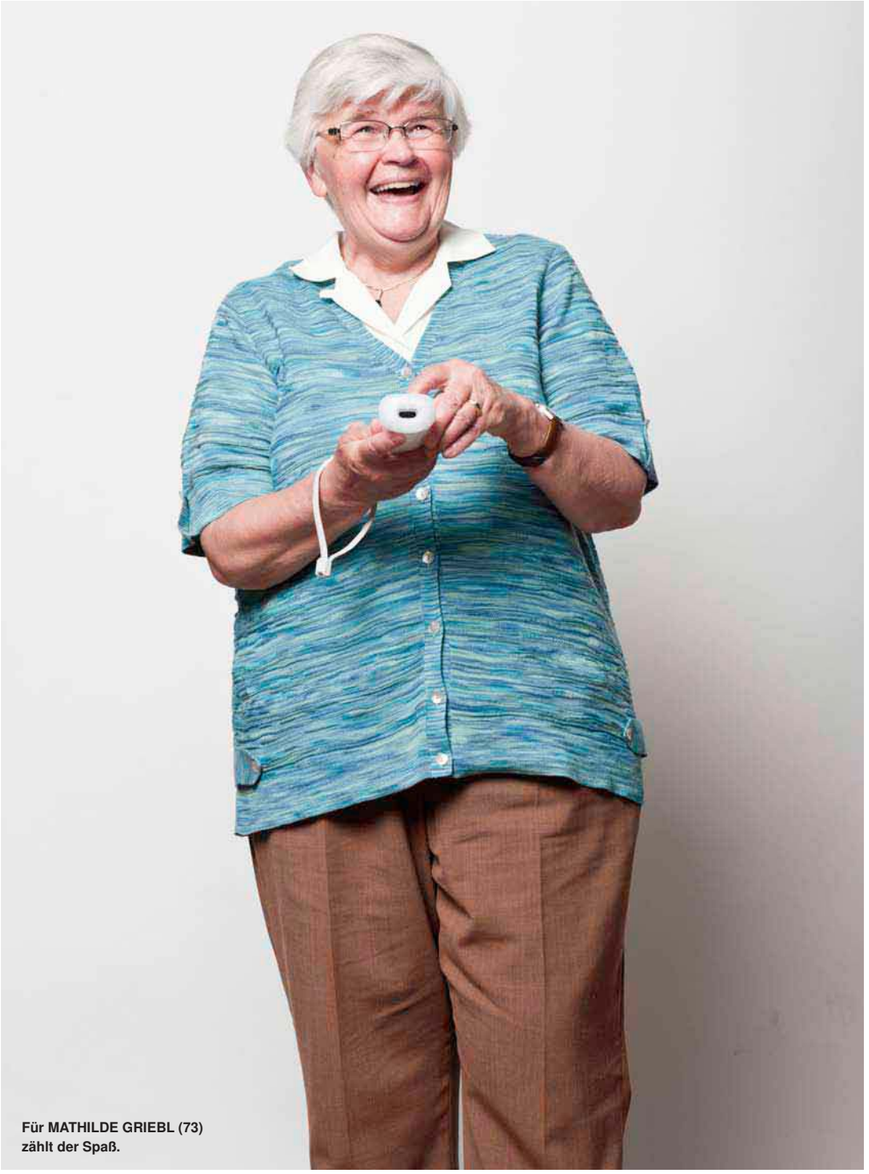
LUDOWIKA SANDNER (85, oben) und ANNA HAMMEL-ROSCHIA (90, unten) verpassen kaum ein Match.

FRANZISKA GEISS (80, oben) hat früher Briefe ausgetragen. Zusammen mit HELENA EGGER (80, unten) spielt sie oft in einem Team.

JOSEF TIETZE ist mit 92 Jahren der älteste Spieler der Gruppe.



HEDWIG GUROL (85) haut oft alle um. Spätestens im zweiten Wurf.



Für MATHILDE GRIEBL (73) zählt der Spaß.

Der Beamer steht auf einem kleinen Tisch mit Häkeldecke, dahinter die Wii-Konsole. Auf der Leinwand leuchtet schon das Menü, jemand wählt Bowling aus. Gleich werden neun Bewohner des Münchner Altenheims St. Alfons per Fernbedienung Sport treiben. Sie sind zwischen 73 und 92 Jahre alt. Vor einem Jahr nahmen sie an der Deutschen Seniorenmeisterschaft im Wii-Bowling teil. Das Team wurde auf Anhieb deutscher Vizemeister. Der Preis: eine Konsole von Nintendo. Auf der trainieren die Senioren alle zwei Wochen – nicht für die nächste Meisterschaft, sondern weil es ihnen Spaß macht.

Die Dotcommunisten

Die Deutschen wollen ihre Daten schützen. Da sind sie sich einig – fast. Eine kleine Gruppe mischt die Debatte jetzt auf. Sie nennt sich Spackeria und kritisiert Datenschützer.

VON RICO GRIMM

Wer sich mit Menschen wie Fred Chiachiarella beschäftigt, versteht, was Datenschutz in Deutschland bedeutet. Chiachiarella arbeitet beim Lobbyverband der deutschen Versicherer und war im vergangenen Jahr Gast bei einer Gesprächsrunde des damaligen Innenministers Thomas de Maizière. Netzaktivisten waren da, Behördenleiter. Sie sprachen über transparentes Regieren und freie staatliche Daten, für alle zugänglich. Nach dem Streit um die Vorratsdatenspeicherung und Ursula von der Leyens Versuch, kinderpornografische Seiten zu sperren, sollten diese Gespräche die Netzgemeinde wieder mit dem Staat versöhnen.

Chiachiarella ist nicht Teil der Netzgemeinde. »Als die Utopie vom transparenten Regieren und freien Daten dargelegt wurde, kamen Dollarzeichen in seine Augen«, sagt Constanze Kurz, die bei der Gesprächsrunde dabei war. Kurz ist Hackerin und Sprecherin des Chaos Computer Clubs (CCC). Sie ist eine der prominentesten Datenschützerinnen in Deutschland, jüngst hat sie ein Buch über Datenhandel veröffentlicht. Sie berlinert manchmal, formuliert salopp. Sie sagt etwa »grunzen«, wenn sie wundern meint. Kurz hat sich in letzter Zeit oft mit Julia Schramm gestritten. Die zwei Frauen sind die beiden Pole der Diskussion um den Datenschutz.

Kurz will Daten schützen, Julia Schramm will sie befreien. Schramm redet überlegt, bildet Sätze, in denen Wörter wie »Kapitalismuskritik« und »regulative Macht« vorkommen. »Keine Macht den Datenschützern«, diktierte Schramm Spiegel Online in den Block. Und löste mit dem flapsigen Satz das aus, was im Netz als »Shitstorm« bezeichnet wird: Kritik von allen Seiten, Drohungen, sexistische Kommentare über Twitter und per Mail. Sie meinte den Satz nicht unbedingt ernst, sie polemisierte. Und war mit der Reaktion überfordert. Sie hatte in ein Wespennest gestochen: den deutschen Datenschutz. Schramm engagiert sich in der sogenannten Spackeria, einer datenschutzkritischen Initiative. Zu deren engerem Kreis zählt rund ein Dutzend Leute. Dieses Dutzend eint zwar die Kritik am Datenschutz. Sie entzweit aber, wie weit diese gehen sollte. Die Philosophen unter den Aktivisten zielen auf ein neues Menschenbild, die Techniker wollen verhindern, dass übereifrige Datenschützer das Internet totregulieren.

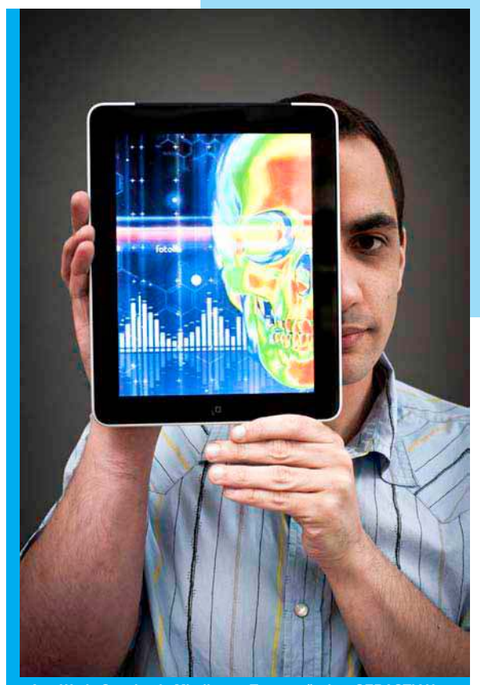
KURZ WILL DATEN SCHÜTZEN. SCHRAMM WILL SIE BEFREIEN.

Den Namen »Spackeria« lieferte CCC-Sprecherin Kurz. Sie hatte auf einem Kongress von »post-privacy-Spackos« gesprochen – dabei auf die kommerziellen Datenriesen wie Google oder Facebook abgezielt. Aber auch die Datenschutzkritiker fühlten sich getroffen. Wenn jemand Spackeria gegründet hat, dann Sebastian Westermeyer mit dem Tweet: »Ans Werk, Spackos!«

»Datenhandel ist eine ziemliche Blase«, sagt Schramm von der Spackeria. »Dass die Leute damit Geld machen, ist einfach zu peinlich.« Sie meint mit ihrer Kritik nicht, dass der Datenhandel an sich ein niederes Geschäft ist. Sie glaubt vielmehr, Daten sollten nichts wert sein, damit Unternehmen mit ihnen kein Geld machen können. Daten, die von Firmen und dem Staat gesammelt werden, sollten anonymisiert wieder an die Gesellschaft zurückgegeben werden – dann könnten sie alle kostenlos analysieren und verwerten. Zum Wohl der Gemeinschaft.

»Ich glaube nicht an diesen Daten-Sozialismus«, sagt Kurz. Denn es war diese Vision, die dem Versicherungslobbyisten Chiachiarella die Dollarzeichen in die Augen getrieben hat. Je mehr Daten verfügbar sind, desto genauer werden die Risikoanalysen der Versicherer. »Wer wird diese Daten wirklich nutzen? Meine Oma? Oder die Konzerne, die damit ihr Geld verdienen und die Rechenpower haben, diese Daten auszuwerten?« , fragt Kurz.

DIE DISKUSSION UM DEN DATENSCHUTZ HAT EINE NEUE FACETTE BEKOMMEN



»Ans Werk, Spackos!« Mit diesem Tweet gründete SEBASTIAN WESTERMEYER (oben) die Spackeria. Sie will verhindern, dass übereifrige Datenschützer das Internet totregulieren.

FOTO: EROL GURIAN

Wenn die Wirtschaft mit ihren Daten Geld verdient, stört das Schramm nicht. Und das ist der Knackpunkt in dieser ziemlich deutschen Debatte um den Datenschutz: Welche Daten dürfen Unternehmen sammeln und verwerten? Welche nicht? Wo Schramm die Chancen sieht, betont Kurz die Risiken.

Die Datenschutz-Diskussion hat eine neue Facette bekommen, das ist der Verdienst der Spackeria. Es gibt jetzt Alternativen zum Datenschutz-Mainstream. Aber die Netzgemeinde tritt – anders als bei der Netzsperre oder der Vorratsdatenspeicherung – gespalten auf. Das ist nicht per se schlecht in einer Demokratie, aber es schwächt ihre Position gegenüber den Politikern.

Andere könnten bestimmen, wohin die Reise geht. Lobbyist Chiachiarella saß nicht umsonst am Tisch des damaligen Innenministers Thomas de Maizière. Offiziell, weil er hohe Kompetenzen im Bereich der »elektronischen Erfüllung von Meldepflichten« hat. Im Positionspapier seines Verbandes findet sich aber auch folgender Satz zur Verarbeitung von Gesundheitsdaten: »Die Einwilligung durch den Kunden ist dafür kein praxistaugliches Instrument.« Im Klartext: Die Versicherer wollen Daten verwerten, ohne die Kunden vorher zu fragen.

Vielleicht ist es daher Zeit für eine Neuauflage der Gesprächsrunde vom vergangenen Jahr. Aber de Maizière ist jetzt Verteidigungsminister und muss die Bundeswehr reformieren. Und sein Nachfolger Hans-Peter Friedrich setzt beim neuen Datenschutzgesetz auf die Selbstverpflichtung der Wirtschaft: »Mit dem Datenschutzkodex der IT-Branche werden wir für den Bürger mehr erreichen als mit einem Einzelfallgesetz.« Die IT-Branche erwähnt er, die Versicherer nicht.

Die Geschichte der Spackeria und die des deutschen Datenschutzes sind eng verwoben. Einen Überblick über beide gibt es unter www.bit.ly/daten-schutz.

»ICH SCHEISSE AUF ZIEMLICH VIEL«

Das Internet hat MTV zerstört. Markus Kavka ist jetzt freier. Ein Gespräch über Panikattacken und darüber, wie es ist, als Grufti dem Papst zu begegnen.

INTERVIEW: SVENJA HERING UND CHRISTIAN PFAFFINGER

hive: Googelst du dich selbst?
Markus Kavka: Früher mal, jetzt nicht mehr so oft.

Damit liegst du im Trend. Laut Statistik suchen immer weniger Menschen im Internet nach Markus Kavka. Enttäuscht?
Nö, überhaupt nicht. Was hätte man für einen Grund, mich jeden Tag zu googeln? Ich mache es selber nicht. Ob mich jetzt 100.000 weniger Leute im Jahr googeln als noch vor ein paar Jahren, ist eigentlich scheißegal.

Du hast einmal gesagt, dass du ein ziemlicher Computerdepp bist.
Ja, das war ich. Ich konnte gar nichts selber. Ich hatte noch nicht mal WLAN zu Hause. Dann bin ich immer mit meinem Zehn-Meter-Kabel und dem Rechner dran durch die Wohnung geschlichen. Wenn mal das Internet abgeraucht ist, wusste ich überhaupt nicht weiter. Da mussten mir Fachleute helfen.

Und heute?
Ist es nicht viel anders, wobei ich mich schon ein bisschen besser auskenne. Für schlimme Fälle gibt es in Kreuzberg einen total coolen Mac-Doktor. Der hat gar keinen Laden, man ruft ihn einfach an und dann kommt er. Wenn er geht, ist der Rechner wieder heil.

Du hast etwa 5000 Fans auf Facebook und knapp 40.000 Menschen folgen dir auf Twitter. Kümmerst du dich selbst darum?
Ja. Aber für die Fanseite bei Facebook, da gibt's außer mir noch drei Administratoren, Leute aus meiner Agentur, die auch dort schreiben. Ich nutze Facebook und Twitter ohnehin nur businessmäßig. Meine guten Freunde sind bei Facebook gar nicht mit mir befreundet, weil ich sie unter diesen 5000 Leuten wahrscheinlich gar nicht finden würde.

Das Internet hat dem Musikfernsehen schwer zugesetzt. Was bedeutet das für Markus Kavka, der durch das Musikfernsehen berühmt geworden ist?
Ich sehe mich in erster Linie als Musikjournalist und das ist eine zeitlose Profession. Ich bin ja auch nicht bei MTV gelandet, weil ich so ein süßer Boy bin, der unbedingt mal vor die Kamera musste. Sondern ich war lange Jahre vorher Musikredakteur bei Print, Radio und im Fernsehen hinter der Kamera. Die zehn Jahre bei MTV waren bestimmt meine schönsten und aufregendsten. Aber Musikfernsehen war ein Ding der 90er. Das schaut heute keine Sau mehr.

Jetzt bist du Musikjournalist, Buchautor, DJ, Moderator – kannst du dich nicht entscheiden?
Es macht einfach Spaß. Das Ende meiner festen Stelle bei MTV war für mich eine ziemliche Umstellung. In meiner Anfangszeit als Freischaffender hatte ich leichte Panikattacken. Ich war davon abhängig, ob jemand Bock hatte, was mit

MARKUS KAVKA, 44, ist Musikjournalist, DJ und Autor. Er lebt in Berlin-Kreuzberg.

FOTO: LULA

Braucht Bäume und Wasser um sich herum: Markus Kavka.

mir zu machen. Mittlerweile finde ich das Dasein als Freier ganz gut. Ich bin gerade ganz tiefenentspannt.

Sieht man dich künftig mehr im Fernsehen oder im Internet?
Das ist mir egal. Ich arbeite überall mit dem gleichen Eifer. Meine Internetprojekte auf Myspace und für das ZDF habe ich auch nicht nur mit der halben Arschbacke gemacht. Kann gut sein, dass ich demnächst was für's Netz mache, aber ebenso gut, dass man mich bei einem öffentlich-rechtlichen Digitalkanal mit irgendeiner Sache rumhüpfen sieht.

Wen findest du cool?
Robert de Niro und Al Pacino. Die haben eine Naturcoolness. Man merkt, dass sie sich nichts mehr beweisen müssen. Das ist der Inbegriff von Coolness: dass man einfach auf alles scheißen kann.

Wen findest du uncool?
Ich bin immer ein wenig irritiert, wenn ich Florian Silbereisen im Fernsehen sehe. Er scheint ein mit allen Wassern gewaschenes Bürschchen zu sein. Aber ich finde es komisch, wenn man in dem Alter so eine Sendung moderiert.

Haben das manche in deiner Endzeit bei MTV vielleicht auch über dich gedacht?
Möglich. Ich verstehe es, wenn Leute Anfang 20 sagen: Was will denn der alte Mann da? Aber Arbeitsverträge bei MTV beinhalten nicht, dass man mit vierzig aufhören muss. Ich hätte aufgehört, wenn ich gemerkt hätte, dass das, was ich erzähle, für jüngere Menschen keine Relevanz mehr hat. Aber ich habe gemerkt, dass sie mir zuhören. Nicht alle natürlich, aber wer bitteschön kann das von sich behaupten?

»MEIN PAPA IST STOLZ AUF MICH«

Du bist jetzt 44. Wie wäre es mit Kindern?
Irgendwann mal. Aber das ist jetzt nicht ganz oben auf der Agenda. Wenn das zufällig passiert, super. Wenn es die nächsten zehn Jahre oder nie passiert, auch super. Dann wird es einen Grund haben.

Und heiraten?
Ich hatte viele lange Beziehungen und an irgendeinem Punkt dieser Beziehungen war Heiraten auch mal ein Thema. Bevor alles in Sack und Tüten war, war dann aber schon wieder aus die Maus. Ich bin jetzt seit fast sieben Jahren mit meiner Freundin zusammen, aber wir haben noch gar nicht drüber geredet, weil es ihr nicht so wichtig ist und mir mittlerweile auch nicht mehr. Wenn jetzt zufällig ein Kind um die Ecke käme, dann könnten wir noch mal übers Heiraten reden.

Bist du kleinbürgerlich?
Ich bin ein ganz normaler bayerischer Dorfbub. Wir hatten damals ein Haus am Waldrand. Das versuche ich auch heute in Berlin zu haben. Ich lebe zwar in Kreuzberg, aber um mich herum sind Wasser und Bäume. Das ist mir wichtig. Ich weiß nicht, ob das spießig ist. Andererseits lebe ich zwar zwischen Bäumen und Wasser, aber das könnte ich auch nicht dauernd aushalten. Unterm Strich treibe ich mich mehr auf der Meile herum, wo ein Club neben dem anderen ist.

Als bayerischer Dorfbub warst du sicher auch Ministrant.
Ja, lange. Als Johannes Paul II. in München auf der Theresienwiese war, durfte ich sogar Teil der Ministranteneskorte sein. Als der Papst an mir vorbeigegangen ist, hat er mich tatsächlich am Arm berührt. Da war ich schon Grufti. Da hat sich der Papst vielleicht auch ein bisschen gewundert, was jetzt der Junge mit den schwarzen Haaren da macht. Aber bitteschön, es kann ja auch ein Grufti Ministrant sein, ist ja nicht verboten.

»Hamma wieder was gelernt«?
Der Spruch stammt im Original von meinem Lateinlehrer Dr. Schilcher. Der sagte das am Ende jeder Unterrichtsstunde. Aber über mein Verhalten in Beziehungen habe ich tatsächlich etwas in meinem Leben gelernt. Früher habe ich Frauen mein Herz zur freien Verfügung gelassen. Und meine eigenen Bedürfnisse hinten angestellt. Deshalb scheiterten meine Beziehungen. Heute funktioniert das wunderbar. Außerdem kann ich mittlerweile Autos reparieren. Ich fahre immer so alte Karren und kann da jetzt auch selbst was richten. Darauf bin ich relativ stolz. Auch mein Papa ist da stolz drauf. Er dachte, ich lerne das nie.

FOTO: LULA

ES ÖFFENTLICH MACHEN

In der Mittagspause geht er vom Finanzbüro ins Stundenhotel. Dort filmt er sich und seine Geliebte beim Sex. Michael hat einen Fetisch. Auf Youporn kann er ihn ausleben.

VON LISA FRIEDA COSSHAM

GRAFIK: LISA FRIEDA COSSHAM

Ein Dienstag im Juli. Es ist drückend heiß. Der Börsencrash, der gestern eingesetzt hat, dauert an. Sieben Prozent Aktienverlust in zwei Tagen. Michael* schwitzt, seine grauen Schläfen glänzen. Fast hätte er im Büro bleiben müssen. Fast hätte ihn die Eurokrise daran gehindert, mit Hanna* zu schlafen. Sie »schön hart ran zu nehmen«, wie er es nennt.

Michael sitzt auf einem barocken Sofa im Empfangsbereich eines Stundenhotels, das auch so heißt. Die Chefin des Hauses hat ihm eines der offenen Separees zugewiesen. Plauderecken, in denen sich die Gäste niederlassen können, bevor sie auf die Zimmer gehen. Plastikblumen hängen von der Decke, dazwischen leuchten rote Lichterketten in das Dunkel ohne Tageslicht.

Michael hat Mittagspause. Er kann hier gut abschalten. Geplant sind 60 Minuten Aufenthalt in Zimmer Nummer fünf. Doch Hanna verspätet sich, und das Zimmer ist anschließend wieder belegt. Die Chefin des Hauses, müdes Gesicht und dunkle Stimme, bietet Michael ein kleineres an: »Da knallt jetzt die Sonne drauf«, sagt sie, »wenn Sie wollen, dann mache ich die Klimaanlage an.« Sie trägt ein schwarzes Trägerkleid, die braunen Haare hängen ihr in den Nacken.

Es ist stickig, aber Michael behält sein dunkelblaues Jackett an. Er raucht jetzt, Marlboro, und der Rauch steht wie gezeichnet über dem kleinen Tischchen zu seinen Knien. Hier, im Schummerlicht zwischen rotem Plüsch und schwarzen Vorhängen, hat er sich vor einigen Monaten zum ersten Mal mit Hanna verabredet. Seitdem sehen sie sich zweimal im Monat an verschiedenen Orten, haben Sex und filmen sich dabei. Die Clips laden sie im Internet hoch und stellen sie auf die Pornoplattform Youporn. So wie Tausende andere Pärchen. Täglich.

Es klingelt und gleichzeitig blinkt eine Signallampe an der Wand neben dem Eingang, solange, bis die Chefin die Haustür öffnet. Ein Rentnerpaar mit Rucksäcken durchquert den Raum. Sie brauchen Deckenlicht, der Mann ist gehbehindert und soll nicht stolpern. Die Alten umrunden langsam den Table-Dancebereich und lassen die Theke rechts liegen, an der ein Handwerker Erdbeerkuchen isst. Dann verschwinden sie in einem der angrenzenden Räume. Michael mag die Atmosphäre im Stundenhotel, er findet sie angenehm »verrucht«. Es sei ein sauberer, ein gepflegter Ort.

Auf das Niveau legt Michael wert. Einmal hat ihn Hanna mit in den Swingerclub genommen. Es hat Michael nicht gefallen. Gemischtes Publikum. Und die Sorge, erkannt zu werden. Als »Vorstandsmitglied in der Kapitalanlage« – das muss reichen – will er das vermeiden. Aber es ist genau das, was den Reiz ausmacht: das Risiko, auf einem der Filmchen identifiziert zu werden, an der Stimme vielleicht, wenn er laut wird.

Es ist eine von Geilheit bestimmte Parallelwelt, in der Michael lebt. Er ist 43 Jahre alt. »Ich arbeite 60 Stunden die Woche, mache viel Sport und führe seit sechs Jahren eine offene Beziehung. Hanna ist einfach der Kick. Und eine Facette des Kicks ist das Filmen«, sagt er. Sich anonym einer breiten Öffentlichkeit zeigen, gerade er, als konservativer Protagonist der Finanzwelt: »Das ist ein prickelndes Gefühl.«

Sofort nach dem Hochladen kann er sehen, dass seine Clips innerhalb von Minuten hundertfach angeklickt werden. Nach Tagen sind es Tausende User, die Michaels Filmchen mit Titeln wie »Schwanzgeiles Analluder« aufgerufen haben. Bis zu fünf Sterne kann ein Film erhalten. Sie bekamen mal vier oder drei, genau will Michael sich nicht erinnern.

Hannas Zuspätkommen macht Michael unruhig. Er raucht noch eine. Kalkuliertes Restrisiko, das funktioniert nur mit einem Plan, den man einhält. Und Michael ist der Regisseur. Das Drehbuch entwirft er Tage vorher. Er schreibt SMS, in denen steht, wo sie sich treffen, was Hanna anziehen, wie sie auf dem Bett liegen soll, wenn er kurz nach ihr das Hotelzimmer betritt. Hanna finde seine Dominanz erregend, sagt Michael, sie sei »authentisch devot». Gemerkt hat er das, als er einmal in ihrem Mund kam. Das habe sie richtig glücklich gemacht: »Die hatte fast Tränen in den Augen.« Hanna hat auch diesmal genaue Anweisungen erhalten: »Dresscode: Zieh das kurze schwarze Kleid vom letzten Mal an, zwei Knöpfe offen. High Heels, kein BH, kein Slip. PS: Vergiss deine Spielzeugtasche nicht!«

Es klingelt und leuchtet und Hanna kommt. In der Hand hält sie eine Einkaufstasche aus Kunststoff, die aussieht wie ein Werbegeschenk. Darin sind Gleitgel, Massageöl und auch die Kamera, die aufnehmen wird, wie Michael sie auf den Po schlägt, bis rote Stellen entstehen. Hanna ist aufgeregt, wie bei jedem ihrer Treffen. Die langen blonden Haare trägt sie offen, die weiße Bluse auch. Michael hat spontan den Plan geändert, wieder per SMS, es sollte doch die Bluse sein, die sie bei ihrem ersten Date trug, nicht das kleine Schwarze. »Ich war also nicht ungehorsam«, sagt Hanna und lacht. Ihr Gesicht ist ebenmäßig, der Körper schlank. Hanna ist schön.

AUF YOUPORN GEBEN HANNA UND MICHAEL DIE GLEICHEN STICHWÖRTER EIN: »ANAL« UND »CREAMPIE«

Bis vor Kurzem war die 27-Jährige Bezirksleiterin im Einzelhandel. Sie machte sich selbstständig mit einem Online-Shop. Bevor Hanna anfing, regelmäßig Youporn-Filme zu gucken, hat sie »sexuelle Bücher« gelesen. Das stimuliert sie heute nicht mehr, seit sie sich den Reiz visuell holen kann. Und ab und zu geht sie mit Freundinnen auf Youngster-Partys in den Swingerclub. Die sind immer ausverkauft. Hanna hat festgestellt, dass es besonders den Frauen gefällt: unten Disco, oben Sex. Und alles ohne Zwang.

Michael bestellt Prosecco für sie beide und flüstert Hanna etwas ins Ohr, sie honoriert es mit Glucksen. Die Chefin bringt randvolle Gläser. »Besser zu viel als zu wenig«, sagt Michael, und das finden die Frauen auch.

Gleich werden sie in das obere Zimmer gehen, vorbei an den Putzeimern im Treppenhaus, es ist ein sauberes Haus. Michael hat die Zeit im Blick, um zwei ist eine Telefonkonferenz im Büro. Er hat die Situation im Griff, wie später Hannas Haare und seinen braunen Körper, wohlstandsschlank durch das Tennisspielen. Er muss zahlen, bevor sie auf dem Zimmer verschwinden. 51 Euro kostet ihn diese Mittagspause, inklusive Getränke.

Manchmal schauen sich Hanna und Michael gemeinsam Clips auf Youporn an. Ihnen gefällt die Möglichkeit der gezielten Suche, sie haben ähnliche Vorlieben. Sie geben die gleichen Stichwörter ein: »anal« und »creampie«. Creampie heißt Sahnetorte und beschreibt Filme, die herauslaufendes Sperma in Nahaufnahme zeigen.

Michael mag diese Gemeinsamkeit, sie freut ihn, als hätte er soeben festgestellt, dass auch Hanna lieber scharfe Chips isst. »Ich suche keine Intellektuelle, mit der ich über den Sinn des Lebens philosophieren kann«, erklärt er. Aber ein interessantes Gespräch, das erwarte er sich schon von einer Verabredung. Und mit Hanna, die er über das Erotikforum Joy-Club kennen gelernt hat, sei es nicht bloß »sexuell prickelnd«. Mit ihr verstehe er sich auch menschlich. Hanna hat ihr Profil bei Joy-Club selbst erstellt. Das gefiel Michael. »Ich bin auch Verbalerotiker«, sagt er. Frauen, die nur Kreuze machen, denen fehle die Fantasie, die Eloquenz.

Das Spiel im oberen Zimmer beginnt. Michael positioniert als erstes die Digitalkamera auf dem Rand des Whirlpools. Sie fokussiert das große Bett mit dem roten Laken. Ohne Kissen und Decke wirkt es nackt wie die Körper, die sich mechanisch auf ihm bewegen werden, bis es nach Schweiß riecht. Vor dem Bett steht Hanna und öffnet die Knöpfe ihrer Bluse. Michael sitzt neben der Kamera, raucht, trinkt Red Bull und sagt rau: »Mach noch einen auf.« Nur Hannas Körper ist im Bild, der später einer unter vielen sein wird, austauschbar fast. Die junge Frau wimmert und atmet heftig nach jedem von Michaels Befehlen. Ihr Brustkorb hebt und senkt sich schnell in der Sonne, die wie ein Spot durch die Dachluke scheint.

GRAFIK: LISA FRIEDA COSSHAM

Bevor Youporn populär wurde, war Michael in Chatforen angemeldet und hatte Telefonsex, immer begleitet von der Sorge, an eine Professionelle zu geraten ohne es zu merken. Wer wusste schon, ob die Frau mit der erotischen Stimme nicht heimlich am anderen Ende der Leitung häkelte? Ob die Frau, mit der er im Chat flirtete, nicht doch ein Mann war? »Wenn ich auf Youporn bin und sehe: Die ist professionell, dann bin ich gelangweilt und klicke sie weg.« Immer mehr Low-Budget-Produktionen mischen sich unter die Amateurfilme, professionelle Anbieter, die die Konsumenten auf kostenpflichtige Seiten locken wollen.

Michael sucht echten Spaß, in schlechtem Bild und Ton. Qualität bedeutet hier Authentizität. Sex aus der Perspektive der Überwachungskamera, nur das befriedigt sein voyeuristisches Verlangen und gibt ihm das Gefühl, dabei zu sein, den reinen Trieb zu beobachten. Michael faszinieren die unzähligen Arten von Sex, die sich auf Youporn und anderen Seiten sammeln. Es inspiriert ihn und auch Hanna.

MICHAEL SUCHT ECHTEN SPASS, IN SCHLECHTEM BILD UND TON. QUALITÄT BEDEUTET AUTHENTIZITÄT.

Später – Michael hat längst sein Jackett ausgezogen, das Hemd über den Bettpfosten gehängt, die Socken quer über seine schwarzen Lederschuhe gelegt – da sind sie beide im Bild. Michael wird den Film so schneiden, dass man sie nicht erkennt. Dann geht die Kamera aus, der Akku ist leer. Sie merken es nicht. Dreißig Minuten hat sie aufgezeichnet, reichlich Material für einen neuen Clip. Fremde werden sich beim Zuschauen befriedigen, so stellt sich Michael das vor, und es erregt ihn. Jeder User würde Hannas Körper wollen, sagt er, das bestätigten die Kommentare unter ihren Clips. Aber nur er, Michael, könne ihn wirklich haben.

*Namen geändert

»Ich bin bi. Du auch?« Die Suche nach dem Paar war skurril, deshalb haben wir sie im hive-Blog aufgeschrieben: www.bit.ly/paerchen-recherche.

Self-made...

Ein Glücksfall für Unternehmer: Im Internet lässt sich mit wenig Geld ein weltweiter Markt erreichen. Fünf Selbständige reden über ihre Produkte, ihr Glück – und ihr Scheitern.

VON SVENJA HERING, NINA HIMMER UND LISA MEYER

NAME: Melanie Köhler
ALTER: 30
IDEE: Meko Modelabel

Nähmaschinen und ein bunter Haufen an Stoffen und Ideen. Damit habe ich 2007 angefangen – in einem kleinen Atelier im Haus meiner Eltern. Ein eigenes Label war schon während meines Modedesign-Studiums mein Traum. Nach einem Zwischenstopp in Berlin bin ich dann zurück in meine Heimat gezogen. Gütterlitz ist ein 200-Seelen-Dorf in Thüringen und mir war klar, dass es ein unmögliches Unterfangen sein würde, hier einen Laden aufzumachen.

Ein Freund erzählte mir schließlich von dem Internetmarktplatz Dawanda. Das einfache Konzept hat mich sofort überzeugt, also habe ich dort meinen Onlineshop eröffnet. Als ich angefangen habe, gab es dort noch nicht viele Modedesigner, davon habe ich profitiert. Die ersten Verkäufe kamen schnell und heute habe ich Kunden, die allein bereits mehr als 40-mal Pullover, Kleider oder Shirts bestellt haben. Ich würde alles dafür geben, mal einen Blick in ihren Kleiderschrank werfen zu dürfen. Den Shop nutze ich immer noch und mein Label Meko hat sich prima entwickelt. Heute kann ich gut davon leben, habe sieben ambitionierte Mitarbeiter und alle Hände voll zu tun.

Es gibt diesen Spruch, »Wer selbständig ist, arbeitet selbst und ständig« – wie wahr! Trotzdem unterscheidet sich die Online-Selbständigkeit positiv von den Wegen, die Existenzgründer üblicherweise gehen müssen: Langwierige Gespräche mit Banken, finanzielle Vorausleistungen oder Dinge wie Ladensuche und ein komplizierter Businessplan entfallen.

Ich würde es wieder so machen. Im Prinzip kann man über das Internet auch als Laie jeden erreichen. Und, wenn die Idee gut ist, alles verkaufen. Ein Vorteil, der auch zum Nachteil werden kann. Es gibt mittlerweile Shops, die ihr komplettes Sortiment mit Kopien von Meko-Artikeln bestücken. Das passiert leider, wenn alle Zugriff auf deine Ideen haben. Ich tröste mich damit, dass solche Plagiate dauerhaft keine Chance gegen Originalität und Qualität haben.

FOTO: CHRIS GONZ

MELANIE KÖHLER ist die erfolgreichste Modedesignerin auf Dawanda.de. Von ihrem Heimatdorf in Thüringen aus hat sie ihr Label zum Erfolg geführt – und hat heute sieben Angestellte.

NAME: Susanne Reinerth
ALTER: 30
IDEE: Frischfleisch statt Dosenfutter

Drei Monate habe ich wie im Rausch an meinem Buch geschrieben. »Komm doch mal vom PC weg«, hat mein Freund damals zu mir gesagt. Als es dann fertig war, habe ich mein Manuskript an Verlage geschickt. Aber die Antwort war immer die gleiche: Nein danke. Irgendwann hatte ich einen ganzen Stapel an Absagen zusammen. Das wollte ich aber nicht akzeptieren, dazu hatte ich zu viel Mühe in das Buch gesteckt. Außerdem bin ich ziemlich stur. Also habe ich mich nach Alternativen umgesehen. Zuschussverlage waren finanziell keine Option für mich, ich war noch mitten in der Ausbildung zur Tierheilpraktikerin. Irgendwann stieß ich über Google auf »Books on Demand« und habe mich dafür entschieden. Dort wird das Buch nicht in einer bestimmten Auflage produziert, sondern die Herstellung richtet sich nach den Kundenanfragen. Als Autor bekommt man zunächst eine ISBN-Nummer, dann das erste Exemplar.

Das Gefühl, mein Buch zum ersten Mal in den Händen zu halten, war absolut großartig. Das werde ich nie vergessen. Seitdem ist »Natural Dog Food« zum Bestseller geworden und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Ich habe über 20.000 Exemplare verkauft und kann von den Einnahmen ganz gut leben. All die Verlage, die mir abgesagt hatten, wollten das Buch später doch noch gerne verlegen. Das habe ich abgelehnt. Ich bin bei »Books on Demand« glücklich und froh, meine Rechte am Text dort nicht abgeben zu müssen. Ich glaube, »Natural Dog Food« ist so erfolgreich geworden, weil es noch nicht viel Literatur dazu gab. Ich schreibe darüber, wie man Hunde natürlich ernähren kann – mit rohem Fleisch statt Dosenfutter aus dem Supermarkt. Ich bin mit Tieren groß geworden und habe als Tierheilpraktikerin viel Kontakt mit Tierbesitzern. So kam ich überhaupt erst auf die Idee, ein Buch zu schreiben. Anfangs haben es vorallem meine Kunden gekauft, aber nach und nach hat sich das einfach herumgesprochen. Auch wieder durch das Internet, wo ich in entsprechenden Communitys Werbung gemacht habe. Das Internet ist für mich die genialste Erfindung überhaupt.

Kein Verlag wollte ihr Buch drucken, also vermarktete sie es im Internet. Heute ist SUSANNE REINERTH, hier mit Labrador Kimmi, Bestsellerautorin.

DJ TIM TOLLWUT lässt Feiern eskalieren. Auf Facebook promotet er seine neuesten Tracks und kommuniziert mit den Fans.

NAME: Tim Tollwut
ALTER: 23
IDEE: DJ-Team Dirty Bitch

Du fängst an mit dem Auflegen, hast deinen ersten Gig, richtest dir eine Facebookseite ein. Obwohl man vor allem über das Auflegen in Clubs präsent sein muss, ist das Internet für einen DJ nicht mehr weg zu denken. Die Zeit zwischen meinen Auftritten nutze ich, um den Leuten Bilder von der letzten Party oder ein neues Mixtape im Netz zu zeigen. Richtig professionell habe ich zum ersten Mal auf einer Studentenparty aufgelegt, die ist feiertechnisch ziemlich eskaliert. Einer der Gäste war DJ und hat mich in einen richtigen Club mitgenommen. Daraus hat sich dann das DJ-Team »Dirty Bitch« entwickelt.

Wir haben eine Facebookseite eingerichtet, weil wir nicht nur anonym auflegen, sondern ein Gesicht haben wollten. Die ersten Leute haben auf »like« geklickt und wir haben immer neue Termine, Fotos und Meldungen gepostet. Nach jedem gespielten Gig sind die Klickzahlen deutlich gestiegen. Die Konkurrenz ist groß. Durch unsere Onlinepräsenz treten wir direkt mit den Leuten in Kontakt und stehen als DJs nicht nur hinter dem Pult.

Zusammen mit meinem Freund Domi habe ich einen eigenen Track produziert, den »Fruityman«. Dazu gibt es eine eigene Homepage. Wir produzieren einen Podcast, ähnlich wie eine Radioshow. So etwas gab es von DJs bei uns in der Region Nürnberg bisher überhaupt nicht. Normale Mixtapes kann jeder mit moderner Software machen. Ich glaube, dass es den Leuten gefällt, wenn wir mehr von uns preisgeben. DJs sieht man ja sonst bloß in der Disco. Wünscht man sich mal ein Lied, sagen sie »Nö, geht nicht« und das wars mit dem Kontakt. Wir haben angefangen, die Leute hinter die Kulissen schauen zu lassen, das hat das Internet möglich gemacht. Sie können uns Bilder auf die Pinnwand unserer »Fruityman«-Facebookseite posten. Wenn uns jemand ein besonders cooles Bild schickt, kommen wir zur Party und legen kostenlos auf. Dadurch haben wir mehr Traffic auf unserer Seite – und die Leute reden über uns.

FOTOS: STEFFEN SCHMID / MANFRED SCHMIDT / NINA HIMMER / PRIVAT

NAME: Thomas Whitfield
ALTER: 29
IDEE: Miomi, Oxford Biolabs

Binnen Sekunden kann sich ein Leben komplett verändern. Bei mir dauerte es 120 Sekunden. So lange hatte ich Zeit, um meine Idee für Miomi zu präsentieren, im Februar 2007. Ich war mit meinem Freund Charly Toni im Finale eines Wettbewerbs für Geschäftsideen, an der Universität Oxford, wo ich in Biochemie promovierte. In der Jury saßen auch Investoren. Auf der Bühne sagte ich: »Schließt mal eure Augen für einen Moment. Und denkt an die besonderen Momente in eurem Leben.« Die Idee hinter Miomi war eine interaktive Zeitleiste im Internet. Darauf sollte jeder seine Erinnerungen ablegen. Texte, Bilder, Filme. Man hätte durch die Zeit browsen können – wie bei Google Maps durch Orte. Ein globales Tagebuch.

Die Juroren waren begeistert. Einer besonders. Er überreichte uns einen Blankoscheck auf seinen 100-Millionen-Dollar Fonds. Er wollte uns helfen, die Idee umzusetzen. Auf dem Scheck stand »whatever it takes«. Das Foto, auf dem wir etwas verdutzt den Scheck in der Hand halten, geistert noch heute durch das Netz. Dann ging alles sehr schnell. Wir waren erst 25 und hatten noch keinen Durchblick. Bekamen Büros in London. Mussten schnell Leute rekrutieren. Die Medien interessierten sich für uns. Plötzlich wurde mir in irgendwelchen Vorstandsetagen Tee in edlen Tassen serviert. Jemand wollte uns sogar für seine Reality-Show casten und dafür Geld in Miomi investieren. Ein Psychologe testete schon meine TV-Tauglichkeit.

Doch der Hype fühlte sich nicht immer gut an. Ich geriet ins Schwitzen, als ich gleichzeitig Investorengespräche führen musste, und mit meinen Mitgründern stritt. Sobald Geld auf dem Tisch lag, wurde es schwierig. Die vielen Forderungen der Investoren stressten uns. Der Investor, der den Blankoscheck ausgestellt hatte, steckte weit über eine Million Pfund in Miomi. Damit gaben wir aber die Kontrolle über das Unternehmen ab. Ich war nicht mehr Chef, sondern fühlte mich als Angestellter. Die Investoren entschieden. Im Zweifel auf Kosten von Miomi. Ich stritt mit ihnen – vergeblich. Dann kam die Finanzkrise. In ein Internet-Startup wie unseres steckte keiner mehr Geld. Daran ist es gescheitert. Ich war der Erste, der Miomi verließ. Eine gute Entscheidung. Charly und ich schreiben uns an Weihnachten noch eine Karte, das war's. Es ist einfach furchtbar viel vorgefallen. Heute bin ich wieder Unternehmer. Meine Firma »Oxford Biolabs« erforscht Mittel gegen genetisch bedingten Haarausfall. Sie ist bislang profitabel. Dass ich näher an der Biochemie bleiben will, wurde mir in den USA klar, wo ich ein Jahr war. Ich denke nie, »was wäre wenn«. Ich war noch keine Sekunde betrübt, seit ich Miomi verlassen habe. Es hat so kommen müssen. Für mich war das eine unbezahlbare Erfahrung.

THOMAS WHITFIELD hatte Erfolg und scheiterte trotzdem.

GERDA HELD häkelt am liebsten Handyhüllen und bessert damit ihre Rente auf. Manfred Schmidt ist ihr Chef bei Omaschmidtsmasche.de.

NAME: Gerda Held
ALTER: 67
IDEE: Oma Schmidt's Masche

Ich bin fast siebzig und hänge an der Nadel. Ich kann fast alles. Aber am liebsten häkle ich Handyhüllen, das kann ich überall, im Zug, zu Hause oder im Park. Fürs Häkeln gibt es keine Maschinen und unser Geschäft läuft dank des Internets gut.

Als Manfred Schmidt 2006 »Oma Schmidt's Masche« gründete, wusste ich noch nichts von der Idee. Irgendwann lief ich an seinem Laden in Stuttgart vorbei und kam mit ihm ins Gespräch. Zwei, drei Häkelproben später wurde ich »Häkeloma«. Mittlerweile sind wir 41 Omas und ein Maschenopa, Gunther. Übers Internet verkaufen wir unsere selbstgehäkelten Topflappen, Eierwärmer, Cheeseburger, einfach alles. Überhaupt finde ich es ganz toll, dass man durch das Internet zeitlich und örtlich nicht mehr so gebunden ist. Alle sechs Milliarden Menschen könnten theoretisch sehen, was ich am Vortag fertiggehäkelt habe – das gefällt mir. An so was hätte ich vor 15 Jahren nicht geglaubt.

Seit einiger Zeit bin ich auch Storemanagerin in unserem Laden in Stuttgart. Verkaufserfahrung mit Kunden habe ich durch meinen früheren Job. Wenn ich keine Kunden betreue oder neue Ware auspacke, häkle ich. Dabei lasse ich mich von meiner Lebenserfahrung, dem Alltag und den Kunden inspirieren. Ich häkle zwei bis fünf Stunden am Tag, einfach, weil es mir Spaß macht. Wenn ich nicht fertig werde, mache ich am nächsten Tag weiter.

Meine Enkel freuen sich, weil ich ihnen öfter mal etwas schenken kann. Am Konzept von Oma Schmidts Masche gefällt mir besonders, dass wir ältere Menschen in den Alltag eingebunden werden. Das muss auch dem Deutschen Versandhandel gefallen haben, denn der verlieh Herrn Schmidt und uns Alten 2009 den »Young Business Award«.

Online-Krämer, Designer und Co: Mehr ideenreiche Unternehmer erzählen auf www.bit.ly/selfmade_geschichten von ihrer Internetselbstständigkeit.

»WIR DENKEN IN STERNEN«

INTERVIEW: NINA HIMMER

Im Netz fühlen sie sich wie Megastars: Jannis Kaffka von der Band Phrasenmäher über das Zeitfressdings und Leute, die mit gebrannten CDs zum Signieren kommen.

hive: Ihr verdingst gerne. Eure CD nennt ihr »Anhördings«, eure DVD »Ansehdings« und eure Homepage »Hochklappdings«. Was für ein Ding ist das Internet?
Jannis Kaffka: Ein Zeitfressdings. Ein Allesverstehdings. Aber auch ein Scheiterdings. Einerseits wollen wir fast schon aktueller sein als überhaupt möglich. Andererseits beinhaltet das Internet auch einen Friedhof an inaktuellen, nutzlosen und verlassenen Seiten. Es ist ein schwer greifbares Phänomen. Eine interessante Unendlichkeit, die wir losgetreten und jetzt nicht wirklich im Griff haben. Deshalb müssen wir uns die Frage stellen: Was machen wir jetzt damit?

Du zum Beispiel hast ein Lied darüber geschrieben...
Stimmt, der Song heißt »Online (hab ich ein Haus)« und war nötig, weil man sich so viel mit dem Internet beschäftigt. Es schreit danach, genutzt zu werden. Und gerade für Bands bietet sich das durch Myspace, Facebook oder Youtube an. Wir nutzen diese Plattformen intensiv und denken manchmal nur noch in Bewertungssternen. Beim Songschreiben tritt man aber einen Schritt zurück und betrachtet die Dinge von außen: Man sieht, dass man online alles haben und sein kann, was man offline nicht ist. Im Netz sind wir übrigens Megastars, ist ja klar.

»TWITTERN IST WIE SMS AN IRGENDWEN. ES KONNTE NICHT KLAPPEN, WEIL WIR ES SO FURCHTBAR ALBERN FANDEN.«

Twitter-Stars seid ihr jedenfalls nicht. Verpflichtet der Name Kaffka dazu, 140 Zeichen zu verabscheuen?
Diese wenigen Zeichen – schrecklich! Wie SMS an nirgendwen. Twitter passt einfach nicht zu uns, wir haben es ausprobiert und für doof befunden. Da schreiben irgendwelche Leute über irgendwas, das ist unsortiert und anstrengend. Ich habe das Gefühl, es hat nicht geklappt, weil wir es so albern fanden. Wir sind ja altersmäßig keine Digital Natives, sondern Digital Inhabitants. Wir dürfen mit manchen Sachen fremdeln. Ich mag es, nicht alles mögen zu müssen.

Im Song gibt es die Zeile »online seh' ich gut aus«. Wie siehst du im Netz aus?
Mürrisch. Zumindest behaupten das immer alle. Das kommt wohl daher, dass ich mir auf Fotos immer Mühe gebe, nachdenklich auszusehen, um einen Kontrast zu unseren lustigen Texten zu schaffen.

Wie gehst du mit privaten Informationen um?
Ich versuche abzuwiegen, was ich von mir preisgebe. Jeder kann wissen, dass ich Tim Burtons Filme mag und gerne Baumsorten im Wald bestimme, aber wirklich private Informationen stelle ich nicht ins Netz. Interessant ist ja, wie andere Leute dich durch ihre Verlinkungen und Pinnwandeinträge quasi mitpräsentieren. Was sie an und über dich schreiben, sagt etwas über dich aus.

Im Song heißt es auch »und hab' ich keinen Bock mehr, dann schließ' ich Mozilla«. Welche digitale Funktion müsste es im echten Leben geben?
Einen Ladebalken, der anzeigt, wie weit die Leute mit dem Denken sind. Und Tags, die man aus Gesprächen rausnehmen kann, um später darauf zurückzukommen. Das würde Multitasking enorm erleichtern. Neustart wäre manchmal auch nicht schlecht.

Ihren Manager teilen sie mit den Fantastischen Vier, sonst machen die Jungs von PHRASENMÄHER lieber ihr eigenes Ding.

FOTO: ANDREAS LÄSKER

Ihr habt 3570 Fans auf Facebook, einen eigenen Youtube-Kanal und eine engagierte Community. Stört euch auch etwas am Internet?
Es beschert uns finanzielle Einbußen, weil die Leute keine CDs mehr kaufen. Das ist ein Problem, das man nicht schönreden kann. Es sind schon Leute mit gebrannten CDs zu uns gekommen, die wir signieren sollten. Leider besteht keinerlei Bewusstsein für die Problematik des Urheberrechts. Aber man wird das wohl nicht mehr in den Griff bekommen. Ich persönlich habe kein Problem damit, Geld für MP3s zu bezahlen.

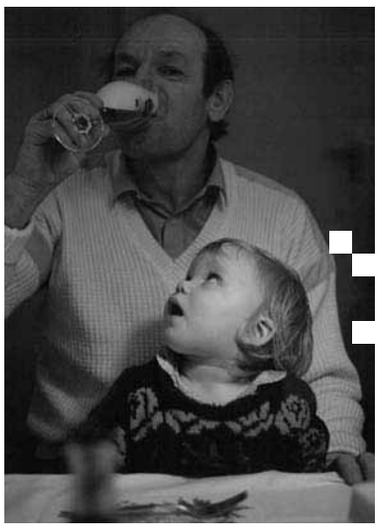
Wird es in zehn Jahren noch »Anhördinger« geben?
Musik werden die Menschen immer hören, aber die CD wird als Medium in zehn Jahren irrelevant sein. Auch das Konzept »Album« wird sich bald erledigt haben. Heute sagen die Leute »Nr. 5 und Nr. 7 mag ich nicht, die Songs fallen raus«. Jeder wird sich seine eigene Playlist machen und die Musik so mixen, wie sie ihm gefällt.

Ist deine digitale oder deine analoge Plattensammlung größer?
Meine digitale. Ich habe eine Plattensammlung von meinem Vater, die ich wirklich liebe. Aber das ist so ein Nostalgie-Ding, so wie alte Filme schauen. CDs habe ich nicht so viele, und die sind alle zerkratzt und unsortiert. Online kann man Musik nicht zerkratzen.

Auf Amazon bescheinigt jemand euren Songs »Extra-Schmunzelgarantie«. Lest ihr Netz-Feedback?
Klar, wir lesen das viel und gerne. Und arbeiten auch damit. Der Kontakt zu den Fans ist durch das Internet sehr viel schneller und dialogischer geworden. Fankultur äußert sich heute über das Netz, das mehr Nähe zur Band bietet.

Warum ist Phrasenmähen eigentlich besser als Phrasendreschen?
Phrasendreschen ist das Abrufen von Floskeln. »So ist das Leben«, »Früher war alles besser«, so was. Phrasenmähen heißt: Phrasen abmähen, aufsammeln und neu zusammensetzen. Wir lieben Wortkonstruktionen und die unvollkommene Lebendigkeit von Sprache. Damit spielen wir. Und wenn man »Hochklappdings« googelt, findet man nur uns.

Deichkind, Lemon Demon und Co: Es gibt noch mehr Musik über das Netz. Hören könnt ihr sie hier: www.bit.ly/netzhoeren.



Ein stiller Star

Eine Freundschaft: Mein Großvater und das neumodisch Digitale

VON LISA FRIEDA COSSHAM

Es gibt Stars unter den Silver Surfern, den Internetnutzern über 50 Jahre. Stars wie Hasan Baba. Sein Auftritt in Hauspuschen dauert genau eine Minute und 20 Sekunden. Der Mann mit Schnurrbart schwingt den runden Bauch vor und zurück. Hasan Baba tanzt zu Techno vor dem Einbauschrank in seinem Wohnzimmer und vor seinen Enkelkindern, die auch ruhig bleiben, als Baba sich zu den Elektroklängen schüttelt, als wären es elektrische Schläge.

Achtmillionenhundertsiebzigtausendneunhundertachtundachtzig Menschen haben sich seit Februar den Techno-Opa auf Youtube angeschaut. Hasan Baba ist ein Internetstar. So wie der 81-Jährige, der mit dem Twitteraccount »@oldmansearch« 178.766 Follower hat. Sein Sohn soll ihm erklärt haben, dass man Twitter wie eine Suchmaschine benutzt. Seitdem twittert der alte Mann aus Indianapolis Fragen wie: »Are there aunts in china?«

Mein Großvater Leo ist ein stiller Star. Er hat niemanden, der seinen Fragen folgt. Auch tanzt er nicht zu Techno, denn er ist taub. Aber er variiert die Schriftarten in seinen E-Mails. Helvetica. Times New Roman. Schreibschrift. Und zu Geburtstagen gestaltet er Briefpapier aus den Vorlagen in Word.

Leo gehört zu den First Movern. Vor zehn Jahren belegte er einen Computerkurs an der Volkshochschule, da war er 77, das WWW acht Jahre alt. Er hat kaum etwas verstanden damals, was an seinen tauben Ohren und den englischen Begriffen lag. Mein Großvater hat sich trotzdem durchgewurschtelt. Als alter Heizungsbauer, groß und mit kräftigen Händen, hat er sich zunächst der Hardware bemächtigt. An Urgroßvaters schweren, schwarzen Schreibtisch ist jetzt von außen das Modem geschraubt, die Kabel sind sauber gebunden. Unter der Schublade, dort wo Leos Knie sind, trägt eine selbstgebaute Schiene die Tastatur.

Nur mit der Software war es nicht so eindeutig. Anfangs hatte Großvater Schwierigkeiten, ins Internet zu kommen. Schuld waren – er ist sich sicher – die »Banditen« von Freenet, die ihm zeitweilig das Netz abschalteten. Mehrmals setzte er sich in seinen weinroten Mercedes Automatik und fuhr in die Stadt, um sich vor Ort zu beschweren. Hinterher funktionierte es immer, das Internet. Dann kamen E-Mails von Menschen, die ihm Viagra verkaufen wollten. Auch das hat ihn wütend gemacht, bis er verstand, dass diese Nachrichten »Spam« heißen und nichts mit persönlicher Post zu tun haben.

Das Netz ist heute Leos Tor zur Welt. Seine E-Mails lesen sich wie eine Familienchronik inklusive Wetterbericht auf Seglerdeutsch: »Seit Tagen um –10° Celsius. Inge schlummert unverändert ihren Kurs weiter«, schrieb er über Großmutter, die im Wachkoma lag. Und wenig später, im Winter, da war er schon allein: »Die Abende werden lang. Jetzt hole ich mir die Dias von unseren schönen Reisen hervor und sehe sie in aller Ruhe an.«

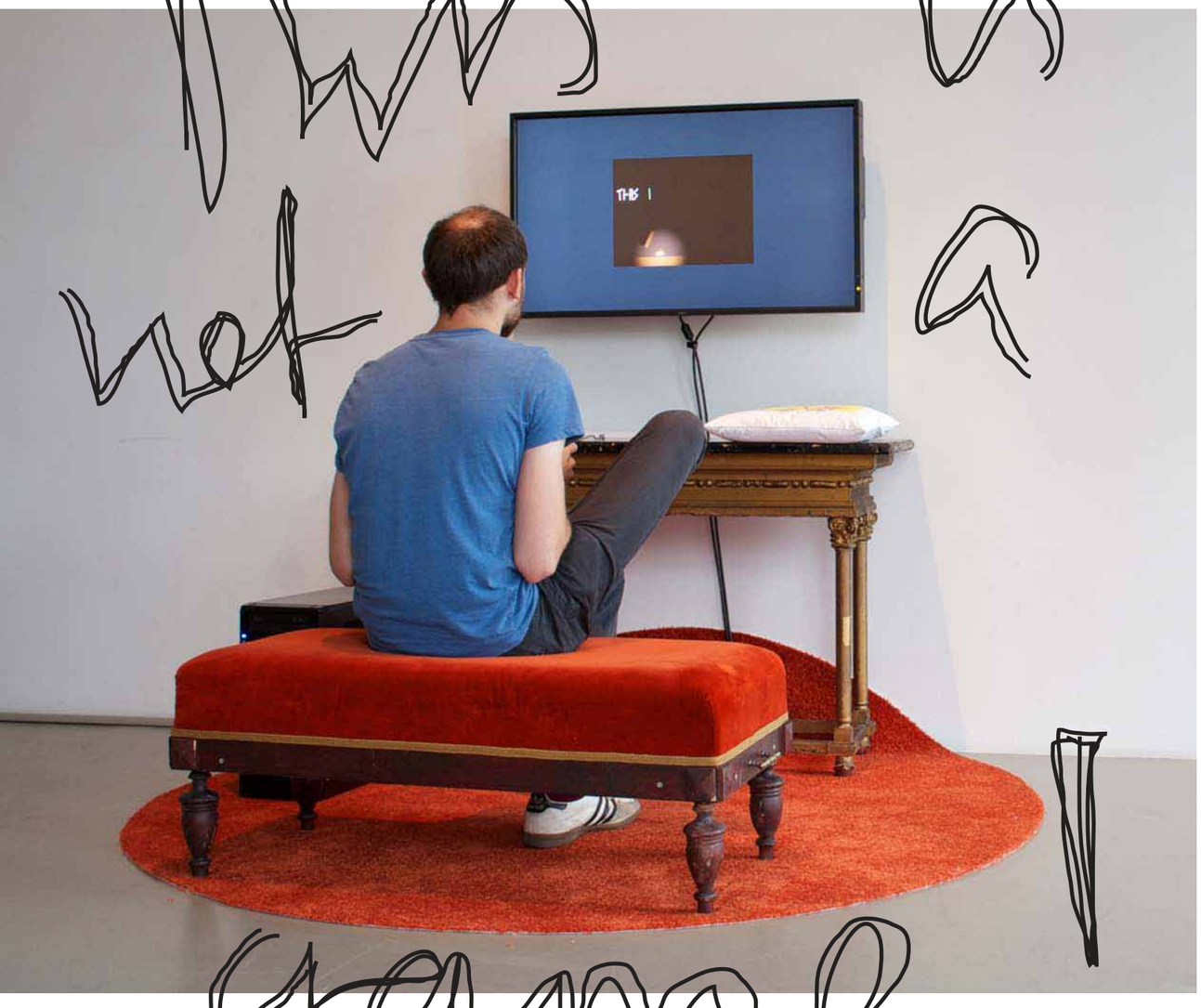
Leo sitzt täglich vor seinem Computer, nimmt die Buchungen für sein Ferienhaus entgegen und erledigt Bankgeschäfte, was andere seiner Generation aus Sicherheitsbedenken ablehnen. Manchmal scheint es, als sei das Gerät der letzte Gefährte im nun stillen Haus, um den es sich zu kümmern gilt: »Endlich ist mein Rechner wieder topfit«, schrieb Großvater im September 2010, »zuletzt war er langsam wie eine Schnecke«.

Probleme, nicht nur digitale, löst mein Großvater über die Suchleiste. Was, zum Beispiel, ist die Deutsche Journalistenschule, auf die ich mich so freute, als ich einen Platz bekam? Er googelte und antwortete in der nächsten E-Mail: »Jetzt weiß ich, welchem Schicksal du dich verschrieben hast.« Manchmal ist Großvater nicht nur schnell, sondern auch allen voraus.

FOTO: PRIVAT

Viele halten sie für pubertäre Zeitverschwendung. Manche sehen in ihnen das Leitmedium des 21. Jahrhunderts: Computerspiele. Jetzt kommen sie ins Museum.

VON FELIX VICTOR MÜNCH



Adam Rafinski spielt kein Spiel. Eine kleine Flamme erleuchtet das Dunkel des Bildschirms. In ihrem kreisrunden Schein werden schiefe Bretter sichtbar. Die Flamme hüpft von Plattform zu Plattform. Je mehr Rafinski sie umherspringen lässt, desto eindringlicher zittern weiße Lettern in der Luft: THIS IS NOT A GAME. PLEASE PUT THE GAMEPAD DOWN. »Als Spieler frage ich mich da: Ist das dein Ernst? Der Dialog mit der Maschine wird bloßgestellt. Das Spiel verweist letzten Endes nur auf mich und die Sinnlosigkeit meiner Aktivität«, erklärt Rafinski. Der Dozent an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe legt den Controller weg und schiebt die gold-violett verspiegelte Sonnenbrille wieder unter seine wilden Locken. »Not A Game« ist das Werk eines seiner Studenten.

Das Spiel, das vorgibt, keines zu sein, hängt im Museum. Im Fridericianum in Kassel. Wie Gemälde prangen Flachbildschirme an den Wänden. Daneben jeweils ein Rechnerturm. Davor altmodisch gepolsterte Sessel auf runden, bunten Teppichen. Darauf zockende Museumsbesucher. Hier, im »Spielsalon«, treffen sich Künstler, die viele noch nicht als solche betrachten.

Seit sie ihre eigenen Werke im Internet präsentieren kann, ist die Independent-Szene stark gewachsen. »Die Leute, die mit Computerspielen aufgewachsen sind, kommen jetzt in das Alter, in dem sie anfangen, ihre Erfahrungen auszudrücken«, erklärt der 28-jährige Rafinski. Sie entwickeln Spiele abseits des kommerziell getriebenen Mainstreams, in welchem die Zielgruppe mehr Einfluss hat als die Macher des Spiels. Um das zu betonen, nennen sie sich Spielautoren. Nicht Game Designer.

Dass eine Auswahl ihrer Werke jetzt im Museum gespielt wird, hat Lea Schönfelder mitzuverantworten. »Wir wollen Computerspiele als Kulturgut darstellen«, erklärt sie. Sie ist Mitglied der Trickfilmklasse an der Kunsthochschule Kassel. Dort entstehen nicht nur Animationen, sondern auch Computerspiele. Als ihr Bruder von russischen Straßenkindern erzählte, inspirierte sie das zu dem Spiel »Ulitsa Dimitrova«. Der Kette rauchende Straßenjunge Pjotr muss darin mit Klauen und Betteln beschäftigt werden. Hört der Spieler auf, schläft Pjotr ein. Und erfriert. Das Spiel kann nicht gewonnen werden. Obwohl es Lea auch darum ging, auf die Situation der Straßenkinder hinzuweisen, reizte sie ein Punkt am meisten: »Der Spieler ist ständig unglücklich und hofft, seine Situation verbessern zu können. Nach einiger Zeit merkt er, dass es nur schlimmer werden kann.«

Das sei es, was das Computerspiel für die Spielautoren von anderen Ausdrucksformen abhebe, meint Rafinski: »Sie haben die Möglichkeit sich auszudrücken, wie sie es vorher nicht konnten. Das Subjekt wird nicht nur projiziert oder reflektiert, sondern es wird involviert.« Beim Film kann der Mensch nicht mit dem Apparat interagieren. Beim Spiel kommuniziert die Maschine mit dem Menschen. Computerspiele können den Bildschirm durchbrechen, wie Theaterstücke die vierte Wand.

»NOT A GAME« wehrt sich mit zitternden Lettern dagegen, gespielt zu werden (kleines Bild). Im Kasseler Spielesalon wird in gepflegter Umgebung gezockt (links).

FOTOS: MARKUS KÄMMERER / FELIX VICTOR MÜNCH / NOT A GAME

ADAM RAFINSKI philosophiert über Computerspiele.

Vielen bleibt verborgen, dass eine neue Form des künstlerischen Ausdrucks entstanden ist. Das liegt vor allem an den Spielen, die mit dem Mainstream schwimmen. »Da hat das Genre sich viel selbst zuzuschreiben«, meint Schönfelder. Bekannte Spiele, wie »Die Sims«, »World of Warcraft« oder »Call of Duty« sind an großen Zielgruppen ausgerichtete Spiele. Es geht darum, möglichst viele Exemplare zu verkaufen. Die häufigen Gewaltdarstellungen führen alle Jahre wieder zu Killerspieldebatten. Für Rafinski nicht verwunderlich: »Gewalt ist für Computerspiele als Medium das tragende Verbreitungselement, wie es Sex für den Film war.«

An den Stufen des Fridericianums, des ehemaligen Ständepalastes in Kassel, geht eine Mutter mit ihren zwei Kindern vorbei. Die Kinder entdecken die Plakate, die zwischen den klassizistischen Säulen den Spielsalon bewerben. Die Mutter zögert, will weitergehen. Doch die Kinder schleppen sie ins Museum. Adam Rafinski sitzt jetzt vor dem Eingang. Der riesige Vorplatz spiegelt sich in seiner Brille. »Das Computerspiel wird für das

PLEASE PUT THE GAMEPAD DOWN

21. Jahrhundert das werden, was der Film und das Kino für das 20. Jahrhundert waren. Das Leitmedium einer Generation«, prophezeit er.

Wenn er Recht behält, will Lea Schönfelder Drehbuchautorin für Computerspiele werden. Bisher entsprechen viele Autorenspiele minimalistischen Kurzfilmen. Für Abendfüllendes bräuchte es ähnlich ausladende Strukturen wie beim Film. Die Mittel dafür liegen bei den großen Spieleschmieden: »Ich hoffe, dass die Publisher Mut bekommen, andere Konzepte umzusetzen.«

Das würde manchen Spielautor bekannter machen. Doch das Verhältnis der Szene zum Erfolg ist gespalten. »Limbo« ist so ein Spiel, das zu Diskussionen führte. Als das Werk eines Independent-Studios 2010 auf der Xbox startete, wurde es mit einer Rabattaktion beworben. Und hängte andere Spiele wie das neue »Lara Croft« bei den Downloadzahlen ab. In beklemmender Schwarz-Weiß-Ästhetik läuft der Schattenriss eines kleinen Jungen durch einen düsteren Wald. »Das Spiel ist wirklich schön«, meint Schönfelder. Die kreativ gestalteten Tode des Jungen faszinieren sie. Bärenfallen halbieren ihn, Felsen überrollen seinen kleinen Körper, wenn nicht das Bein einer Riesenspinne seinen Bauch durchbohrt. Es ist eines der Ausstellungsstücke, die ständig bespielt werden. »Aber die verkaufen das ja.«

Kritiken und Links zu Computerspielen, die mehr wollen, als nur zu unterhalten, findet ihr in unserem Kulturteil unter www.bit.ly/spielkritik.

DANIEL DOMSCHEIT-BERG (33) war zwei Jahre lang Sprecher von Wikileaks. Nach einem Streit mit Julian Assange hat er das Projekt verlassen. Sein Buch *Inside Wikileaks* verkaufte sich bisher 50.000 Mal.

»ICH WILL KEIN DEUTSCHER ASSANGE WERDEN«

Daniel Domscheit-Berg hat Interna von Wikileaks ausgeplaudert. Jetzt sollen Whistleblower über eine neue Plattform Geheimnisse verraten.

INTERVIEW: ANNE HÄHNIG

hive: Wie sicher sind Whistleblower, die über Ihr neues Projekt Openleaks Geheimnisse verraten?
Daniel Domscheit-Berg: Es gibt keine hundertprozentige Sicherheit. Wir haben allerdings ein sehr ausgefeiltes System und verbessern es permanent.

Wie funktioniert Openleaks?
Wir stellen die Technik zur Verfügung, über die geheime Materialien an Medien oder Nichtregierungsorganisationen übermittelt werden. Da kann jeder bestimmen, welches Medium oder welche Organisation die Materialien bekommt. Wir selbst veröffentlichen nichts. Wir wissen nicht mal, was den Redaktionen zugespielt wird.

Viele Redaktionen kommen an ihre Grenzen, wenn sie tausende Datensätze auswerten sollen. Haben Sie dafür eine Lösung?
Ich möchte die Bürger einbeziehen. Wir haben ein Programm gebaut, mit dem wir große Datensätze so online stellen, dass jeder Leser ein Dokument auswerten kann. Etwas Ähnliches hat der *Guardian* 2009 gemacht. Damals kam heraus, dass viele Parlamentarier ihre Spesen falsch abrechnen.

Sie haben in Ihrem Buch Interna von Wikileaks verraten. Warum sollten Quellen Ihnen vertrauen?
Ich habe nichts verraten, was eine Quelle gefährdet hätte und bin mit dem Schritt an die Öffentlichkeit nur meiner Verantwortung als Wikileaks-Sprecher gefolgt. Ich musste selbst zum Whistleblower werden, um der Öffentlichkeit zu sagen, wie Wikileaks funktioniert.

Wikileaks war stark von Julian Assange dominiert. Bei Openleaks sind Sie der Prominente. Werden Sie der deutsche Assange?
Ich denke nicht, dass man das vergleichen kann. Ich bin kein deutscher Julian Assange und will es auch nicht werden. Openleaks ist anders strukturiert. Wir werden eine Machtkonzentration wie bei Wikileaks vermeiden.

Sie haben bei Wikileaks die fehlende Transparenz kritisiert. Wie transparent ist Openleaks?
Wir machen unsere Spenden öffentlich und werden jeden Monat erklären, welche Gelder wir bekommen und wofür wir sie einsetzen. Unsere Mitarbeiter sollen bekannt sein. Wir arbeiten daran, dass es unabhängige Kontrollen für die Technik gibt. Bei uns sollen Hacker ruhig probieren, ob sie das System knacken können.

Whistleblower verstoßen meist gegen geltendes Recht. Warum wollen Sie Leuten dabei helfen, sich strafbar zu machen?
Wir leben in einer Gesellschaft, in der Whistleblower zwar im Recht sind, aber zum Teil gegen das Gesetz verstoßen. Es gibt zum Beispiel den Fall von Brigitte Heinisch, die in einem Altenheim gearbeitet hat, in dem die Rentner wegen Personalmangels bis mittags in ihrem Urin lagen. Sie hat versucht, intern die Dinge anzusprechen, erreichte aber nichts. Deswegen hat sie den Skandal öffentlich gemacht. Das war nach geltendem Recht illegal. Ich denke aber, dass die Frau richtig gehandelt hat. Immerhin hat dies sogar der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte bestätigt.

FOTO: ANDREAS CHUDOWSKI / LAIF

Datenmenge 2015*

Datenmenge 2011* 1,8 Billionen Gigabyte

*produziert und repliziert

2084

Für Orwell war es ein Albtraum. Für uns wird es Realität. In sechs Jahren wird jeder von eintausend Sensoren überwacht. Das klingt bedrohlich, wird uns aber helfen.

VON CHRISTIAN PFAFFINGER

Vielleicht ist es in Zukunft klüger, mit den Rentnern einkaufen zu gehen. Denn dann ist es billiger. Bereits am Eingang des Supermarkts haben Sensoren erfasst, welcher Typ wir sind. Ein Computer simuliert in Sekunden, was Musterfrau und Mustermann kaufen werden. Der Markt passt automatisch die Preise an. Ziemlich viele Rentner gerade. Deshalb gibt es Brillenputztücher im Angebot. Und die Preise sind an die niedrigen Renten angepasst.

Visionen wie diese sollen durch Echt-zeitsysteme möglich werden. Daten sollen in Zukunft genau dann ausgewertet werden, wenn man sie braucht – ob morgen, in einer Stunde oder im selben Moment. Das passiert teilweise heute schon. Trotzdem sprechen Wissenschaftler von einer Revolution der Echtzeitdaten.

Daten sammeln können die Menschen schon sehr lange. Sie haben Dinge aufgeschrieben, abgeheftet und ins Regal gestellt. Das brauchte Platz. Deshalb war es zu teuer, alles aufzuheben. Dann wurden die Daten digital und der Speicherplatz immer billiger. Heute ist genug Platz für alle Daten.

Damit die digitale Rohmasse etwas nützt, muss man sie auswerten. Hier beginnt für Wolfgang Lehner die Echtzeitdaten-Revolution. »Früher musste man große und teure Computer bauen, um diese Mengen an Daten auszuwerten«, sagt der Dresdner Informatikprofessor. »Jetzt gibt es ökonomisch sinnvolle Lösungen dafür. Der nächste Schritt ist, dass wir zunehmend in den Bereich der Simulation gehen.« Das wird nicht nur technische und wirtschaftliche Prozesse, sondern auch unsere Gesellschaft verändern.

Denn bessere Prognosen machen das Verhalten der Menschen transparenter. Das könnte zum Beispiel die Politik radikal verändern. »Politische Parteien könnten ihre Vorhaben erst in der Simulation testen«, sagt Lehner. Mit den richtigen Daten und Erfahrungswerten könne man voraussagen, wie sich politische Entscheidungen in der Gesellschaft auswirken. »Politiker

DIE WELT IN DATEN

Überall hinterlassen wir digitale Spuren.
Die Grafik zeigt, wie viele es sind — und wie viele es werden.

RECHERCHE UND GRAFIK
CHRISTIAN PFAFFINGER

1.280 Dollar werden pro Minute für Einkäufe im Internet ausgegeben.

Jede Sekunde schauen 28.600 Menschen im Internet Pornos.

Weltweit neue Internetnutzer pro Minute: 460

152 Millionen Blogs sind online

Anteil des Webs, der bereits von Google erfasst ist, in Prozent: 0,004

20 Häuser werden 2015 so viel Internet-Traffic produzieren wie 1995 die ganze Welt.

Umsatz mit Internetwerbung im Jahr 2010: 63 Milliarden Dollar

Umsatz mit Internetwerbung im Jahr 2016: 118 Milliarden Dollar

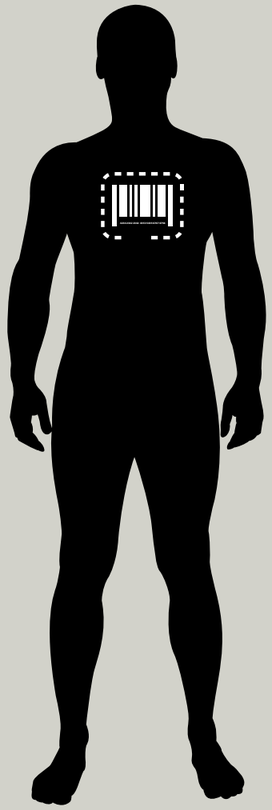
Ø-Wert der Daten auf einem Profil bei facebook = 91 Dollar

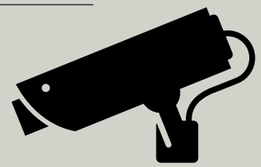
Verkaufte Artikel pro Minute bei amazon.com = 4330

7,9 Billionen Gigabyte

Anzahl der Dateien im Jahr 2015:
500.000.000.000.000.000.000

2017
wird jeder Mensch von
1000
Sensoren überwacht.





Geschätze Anzahl an Überwachungskameras in London:
1.000.000

Davon in der U-Bahn:
12.000

247 Milliarden
E-Mails werden pro Tag verschickt.

34.000
Suchanfragen pro Sekunde bei Google

1,6
Terabit laufen pro Sekunde durch den Internetknotenpunkt in Frankfurt/Main.

Das entspricht dem Abspielen von
40 DVDs in einer Sekunde.

119.000.000
Nachrichten pro Tag auf Twitter

35
Stunden Videos werden pro Minute auf Youtube geladen.

flickr
3000 Foto-Uploads pro Minute
6 Milliarden Fotos insgesamt

YouTube

11 Millionen Artikel entstehen jeden Monat in der Wikipedia.
1,2 Millionen Autoren schreiben dort in über 260 Sprachen.

»DAS VERHALTEN DES EINZELNEN IST VÖLLIG UNINTERESSANT«

könnten eine Antwort auf die Frage bekommen: Was würden die Bürger dazu sagen, wenn wir jetzt die Steuern verringern?«

Damit solche Prognosen möglich sind, werden Datenquellen zusammengeführt. So kann auf ein wachsendes Archivwissen zugegriffen werden. Ein Netz aus Sensoren wird unseren Alltag durchdringen – vom GPS-Sensor im Auto bis hin zur Wasch-maschine, die merkt, wann der Strom am günstigsten ist. Nützlich sind die vernetzten Quellen auch in der Medizin. Ein internetfähiger Herzschrittmacher könnte dem nächsten Krankenhaus sofort melden, wenn dem Patienten ein Infarkt droht. Ärzte werden ihre erste Diagnose mit Tausenden anderen Fällen in einer Datenbank vergleichen und so auch seltene Symptome schneller zuordnen können. Eine neue Dateninfrastruktur wird entstehen, Dienstleister werden Daten sammeln und aufbereiten, Systeme vernetzen und Ergebnisse vergleichen. Die Auswertungsbranche wird unser Verhalten immer besser kennen.

»Das Prinzip dabei«, sagt der Informatiker Lehner, »wird stets sein: Ich im Vergleich zu anderen.« Daraus ergeben sich Muster, Typen und Eigenschaften von Gruppen. Nur das sei es, was zählt. »Das Verhalten des Einzelnen ist völlig uninteressant. Es geht dabei nie um das Individuum.« Trotzdem wird immer mehr auf unsere Bedürfnisse zugeschnitten sein und immer mehr funktionieren, ohne dass wir es merken. Doch der Computer kann nicht alles übernehmen. Manche Dinge sind nicht vorhersehbar. Dann kann der Computer auch keine vorprogrammierte Entscheidung treffen. Er wird uns Vorlagen liefern. Wir müssen entscheiden.

»Der Großteil der Menschen wird diesen Entscheidungsvorlagen wie einem Erwartungswert nachlaufen«, meint Wolfgang Lehner. »Das ist eine Chance für Leute, die querdenken.« Durch Echtzeitsysteme werden wir wissen, was die Masse macht. Die Entscheidungsvorlagen, die wir von den Systemen bekommen, werden an das Verhalten der Vielen angepasst sein. Nur wenn wir uns manchmal bewusst gegen diese Optionen entscheiden, können wir neue Pfade betreten.

Wolfgang Lehner sagt: »Es ist ein Spiel von Mitlaufen und Widersprechen. Aber das müssen wir lernen.« Und sei es nur, der dirigierenden Stimme des Navigationsgeräts einmal nicht zu folgen. Der Widerstand gegen die Technik ist für Lehner eine Bürgerpflicht. »Echtzeitsysteme werden gesellschaftspolitisch vieles verändern. Deshalb ist es eine gute Übung für einen mündigen Bürger, Systemen auch einmal zu widersprechen.«

Als Grundsatz taugt diese Einstellung jedoch nicht. Denn im großen Maßstab werden Echtzeitsysteme unser Leben einfacher machen – sei es, weil der Verkehr klüger gelenkt oder weil Strom effizienter verteilt wird. Für die gesellschaftlichen Vorteile der Echtzeitsysteme müssen wir in Kauf nehmen, dass der einzelne Mensch in der Simulation beliebig wird. Wir müssen auch akzeptieren, dass unsere persönlichen Daten im Echtzeitsystem eine neue Funktion haben. Sie sind immer weniger Privat- als Allgemeingut. Sie sind ein Rechensatz für alle Systeme, die die Daten für ihre Aufgaben benötigen. Sie werden eine Ressource sein, die Gesellschaften fördern und verarbeiten. Damit wir immer mehr vorhersagen können. Und am Ende trotzdem selbst entscheiden.

Welche Möglichkeiten bringen Echtzeitdaten? Sie werden den Strom effizient verteilen, den Verkehr lenken und uns Shampoo empfehlen. Noch mehr Visionen online unter www.bit.ly/datenwelt

FOTO: EROL GURIAN / AUSSTATTUNG: HUTWERKSTATT EISENBLÄTTER & TRISKA

Sie zünden digitale Kerzen an und pflanzen virtuelle Bäume. Hinterbliebene trauern im Netz. Manchmal ist das leichter als in der analogen Welt.

VON LISA MEYER

Drei Tage nachdem Olivia Bouillés toter Körper gefunden wurde, klickte Carima Jabri auf »Gefällt mir« und fügte dem Album »In Memory Of Olivia-Elisa Ananda Bouillé« 15 neue Fotos hinzu. Olivia auf dem Oktoberfest, Olivia beim Picknick, Olivia im Swimming Pool. »Du fehlst so sehr«, schrieben die Freunde auf die Pinnwand der Facebook-Seite. »In unseren Gedanken wirst du weiterleben, wir lieben dich.«

Olivia starb auf Haiti. Die Münchner Studentin machte Urlaub in der Hauptstadt Port-au-Prince, als im Januar 2010 ein schweres Erdbeben das Land überrollte. Die Eltern flogen ein und suchten in den Trümmern des Hotels mit den eigenen Händen nach ihrer Tochter. Olivia konnte nur noch tot geborgen werden. Beim Anblick ihrer Leiche starb der Vater an einem Herzinfarkt.

»Ihr Tod war ein Schock. Ich dachte mir, eine Seite, auf der alle ihre Freunde Erinnerungen teilen könnten, würde es vielleicht etwas leichter machen«, sagt Carima Jabri heute. Ein Jahr nachdem sie die Gedenkseite für ihre Freundin eingerichtet hat, haben 702 Menschen auf den blauen »Like«-Button geklickt.

»Im Internet werden die Seiten für Trauernde unvorstellbar viel besucht«, sagt Adolf Pfeiffer, Theologe und Trauerbegleiter der Katholischen Erwachsenenbildung Koblenz. In unserer Gesellschaft müssten Angehörige ihre Gefühle oft verstecken und versuchen, alleine damit fertig zu werden. Auf dem von ihm betreuten Internetportal trauer.org können virtuelle Kerzen angezündet, Blumen gepflanzt und Gedenksteine aufgestellt werden. »Ich wünschte, ich wäre tot und nicht du... du hattest noch so viel vor, ich habe gar nichts mehr... ich würde so gerne mit dir tauschen, Papa«, hat Bella an die Klagemauer geschrieben. Renate hat einen digitalen »Baum der Liebe« für ihren verstorbenen Mann gepflanzt.

NACH EINEM JAHR: 702 LIKES FÜR DIE GEDENKSEITE

Trauer.org gibt Hinterbliebenen Raum für ihren Schmerz. Täglich nutzen über 600 Menschen das Angebot, darunter auch viele junge Leute. »Die Anonymität des Internets ist eine Hilfe, um ganz offen über Ängste sprechen zu können«, sagt Theologe Pfeiffer. »Das Angebot ist jederzeit verfügbar – auch mitten in der Nacht, wenn ich mich einsam fühle, wenn ich nicht schlafen kann.« Räumliche und zeitliche Grenzen gebe es nicht. In Chatrooms und Foren können sich die Besucher austauschen, für zehn Euro im Monat bietet trauer.org Onlineseminare zur Unterstützung im Trauerprozess an.

Auf dem Memorial von Elke B. sind schon viele Kerzen abgebrannt. Die neueste, von Jens, leuchtet noch, daneben schrieb er ein Gedicht. »Du bist wie ein Buch, das ich nie gelesen, wie ein Lied, das ich nie gehört. Du bist ein Abenteuer, welches ich nicht bestritten. Nun bist Du unerreichbar und doch tief in meinem Herzen.« Dass Elke 53 Jahre alt wurde, steht auf der Seite, dass sie in Heiligenfelde begraben liegt. Und dass Jens es war, der ihr eine digitale Gedenkstätte errichtet hat, auf emorial.de.

»EINEN EINFACHEN GEDENKSTEIN GIBT ES UMSONST. DER PREMIUM-EINTRAG KOSTET 19 EURO.«

»Wir waren selbst überrascht, wie viele Menschen unser Angebot nutzen«, sagt Martin Kunz, einer der beiden Betreiber des Erinnerungsportals. Einen einfachen Gedenkstein auf dem virtuellen Friedhof anzulegen ist kostenlos. Wollen Angehörige und Freunde dazu noch Kerzen anzünden, Bilder, Audio- oder Videodateien hochstellen, zahlen sie 19 Euro für den Premium-Eintrag. »Vorwiegend nutzen online-affine Leute im mittleren Alter das Angebot. Oft sind es weit verzweigte Familien«, sagt Kunz. Wann immer die Hinterbliebenen das Bedürfnis danach hätten, könnten sie ihren Gefühlen Ausdruck verleihen.

Der emorial-Gründer sieht einen steigenden Trend zur Web-Kondolenz: »Wir sehen täglich, wie intensiv manche Memorials von Angehörigen und Freunden besucht werden. Sie zünden ganz einfach ein virtuelles Kerzchen an und schreiben ein paar Erinnerungszeilen nieder. Das ist die typische Form digitaler Trauerarbeit.« Der Aufwand sei eben gering. Seit der Gründung von emorial.de im Jahr 2008 sind rund 230.000 Memorials entstanden. »Man muss nicht ins Auto steigen, zum Grab fahren, die Kerzen anzünden.« Gedenkportale, Internetfriedhöfe und Social Networks ermöglichten Trauerarbeit auch bei Menschen, denen mit traditionellen Ritualen nicht geholfen sei.

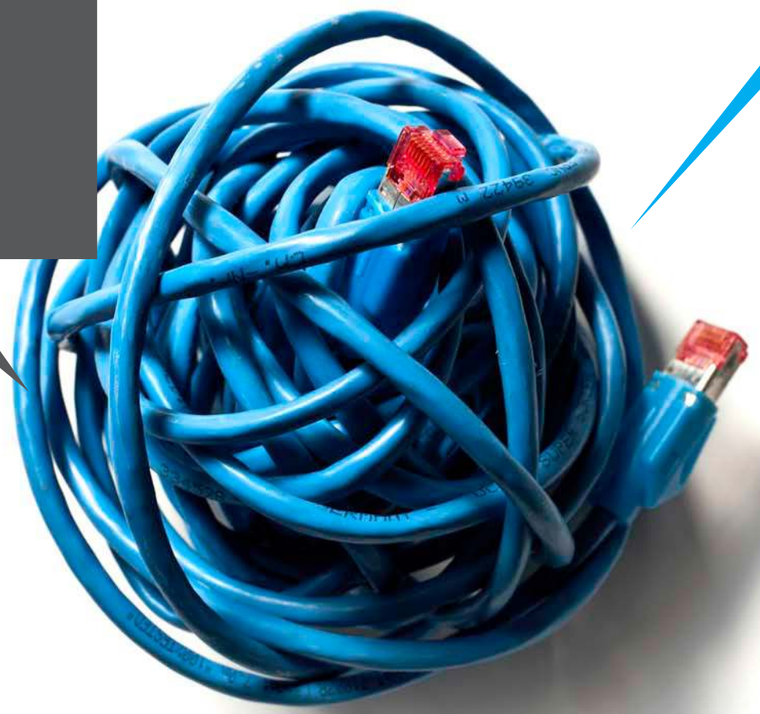
»Although it's difficult today to see beyond the sorrow, may looking back in memory help comfort you tomorrow«, hat Carima Jabri auf die Facebook-Seite ihrer Freundin geschrieben. »Ich denke, es hat uns allen geholfen, alte Fotos von ihr hochzuladen und uns auszutauschen«, sagt sie. Immer noch veröffentlichten Freunde Nachrichten und Bilder. Olivia in der Disko, Olivia als Kind, Olivias Grab. Doch es werden weniger, die Pinnwand verwaist. Der letzte Eintrag, vom 1. Mai 2011: Werbung.

Wie wir mit digitalem Erbe umgehen, was wir selbst hinterlassen und worum wir uns schon zu Lebzeiten kümmern sollten, online unter: www.bit.ly/digitaleserbe.

DU KOMMST HIER NICHT REIN

Anders als erhofft, lösen sich soziale Unterschiede im Netz nicht auf. Sie werden größer.

VON DENISE PEIKERT



Tim hat fast nur Vieren in seinem Zeugnis. Er bedauert das öffentlich in einem Schulnoten-Forum. Er schreibt »ergern« statt »ärgern« und bei »fasst« rutscht ihm ein s zu viel durch. Tim ist hier in der Minderheit: Nur fünf bis zehn Prozent der Schüler in diesem Forum lernen an der Hauptschule. Für die anderen, Gymnasiasten vor allem, ist es schon ein Problem, wenn sie ein paar Dreien in ihrem Zeugnis haben. Sie diskutieren miteinander. Auf Tims Problem reagiert niemand. Er hat keine Chance, mitzureden.

Lange sprachen Wissenschaftler voller Hoffnung über das Internet als einen Ort, an dem soziale Unterschiede nichts gelten. »Im Netz kann jeder mitdiskutieren, der will«, sagt auch heute noch Benjamin Jörissen, der in Magdeburg Medienbildung lehrt. Er hört sich immer noch zuversichtlich an. Ganz anders klingt es bei der Sozialwissenschaftlerin Nadia Kutscher. Sie glaubt nicht mehr an die alten Hoffnungen, seit sie mit 360 Jugendlichen über Mails, Chats, Foren und Wikipedia gesprochen hat.

Schon bei der Anmeldung bei Netlog fällt etwas auf, das anders ist. Ein Kommafehler bloß, aber er sticht ins Auge: »Mit diesem Code, können wir Missbrauch verhindern« steht da. Das soziale Netzwerk steht in dem Ruf, ein »Cyber-Ghetto« zu sein. Eine Plattform, auf der sich Abiturienten niemals anmelden würden. Tatsächlich wirkt Netlog im Vergleich mit der blau-weißen Sauberkeit von Facebook ungewaschen: Jeder kann sein Profil anpassen, gelbe Quadrate im Hintergrund mit grünen Totenköpfen kombinieren und verschiedene Schriftarten zusammenpuzzeln. Viele laden Gedichte hoch oder schreiben Tagebuch. Wer sich in dem Netzwerk bewegt, dem werden immer wieder Produkte von »Netlog-Partnern« angeboten. E-Mails fordern dazu auf, neue Spiele auszuprobieren.

NETLOG // VISUELL KAUM AUSZUHALTEN

FACEBOOK // SAUBERE VORSTÄDTE

Bei Facebook kann keiner die Schriftart ändern und Gedichte tauchen so gut wie keine auf. »Es wäre aber auch merkwürdig, wenn sich Geschmacksgrenzen im Internet nicht reproduzieren würden«, sagt Benjamin Jörissen, der prinzipiell an die soziale Offenheit des Internets glaubt. Dennoch reiße das Netz mehr soziale Grenzen ein, als es neu aufbaue. »Bei Twitter kann ich niemanden nach seiner Kleidung oder seinem Aussehen beurteilen«, sagt Jörissen.

Nadia Kutscher hat etwas anderes beobachtet. »Es ist offenbar so, dass soziale Abgrenzung auch in Foren und sozialen Netzwerken funktioniert«, sagt sie. Das passiere darüber, wie sich jemand sprachlich äußert und welche Themen ihm wichtig sind. Wie bei dem Hauptschüler Tim, auf den schon wegen ein paar Rechtschreibfehlern keiner reagierte. Und es gibt andere stille Hinweise auf die soziale Herkunft: Wenn sich große und kleine Buchstaben in Nutzernamen mischen zum Beispiel. Oder wenn die Mitglieder sich wie auf Netlog gegenseitig mit »Alta« ansprechen.

Nadia Kutscher war 2004 an der Studie »Jugend ans Netz« beteiligt. Damals wurden noch keine Plattformen wie Facebook untersucht. Aber die Forscher stellten in Chats und Foren fest, dass die Internetnutzung immens von der Bildung und dem ökonomischen Status abhängt. Wenn es darum ging, sich zu bestimmten Themen zusammenzufinden oder Veranstaltungen zu planen, machten fast nur Jugendliche mit einem hohen Bildungsgrad mit. »Die Vermutung liegt nahe, dass sich das in sozialen Netzwerken noch verschärft, beispielsweise in den Gruppen bei Facebook. Oder darüber, wer in welchen Netzwerken Mitglied ist«, sagt Kutscher.

Bewiesen sind Kutschers Thesen nicht. Ein Grund, weshalb Benjamin Jörissen bezweifelt, dass soziale Netzwerke gesellschaftliche Spaltungen vertiefen. »Je mehr sich jemand dort bewegt, desto mehr muss er mit dem zurechtkommen, was ihm fremd ist«, sagt er. Schließlich gehöre es zum Prinzip, dass sich der Nutzer mit den Menschen, die mit seinen Freunden befreundet sind, auseinander setzt. »Wenn Menschen aus sozial schwächeren Schichten das zunächst bei Netlog oder Wer-kennt-wen einüben, ist das völlig legitim.«

Stärker als hierzulande sind soziale Netzwerke in den USA erforscht. Danah Boyd ist Wissenschaftlerin an der Harvard University und sorgte 2009 mit einer Untersuchung über MySpace und Facebook für Aufsehen. Sie stellte fest, dass sich Jugendliche aus ökonomisch besser gestellten Haushalten gegen MySpace entschieden, sobald es Facebook gab. Boyd nannte diese Bewegung »White Flight« und verglich sie mit dem, was im 20. Jahrhundert in den Großstädten der USA passierte: Diejenigen, die konnten, zogen in die sauberen Vorstädte. Zurück blieben graffitiverschmierte, sozial homogene Innenstädte.

Seit November 2010 untersucht Caja Thimm, Professorin an der Universität in Bonn, Twitter auf soziale Unterschiede. Ihre ersten Ergebnisse: »Durch die Kultur des Folgens und gefolgt Werdens entstehen Gruppen, die zusammenhalten«, sagt Thimm. Es sei zwar der menschlichen Natur geschuldet, sich mit Seinesgleichen zusammenzutun, sagt Thimm. »Ich glaube aber, dass die Menschen sich im Netz komplett von denen abschotten können, die nicht zu ihrer sozialen Schicht gehören.« Bei Facebook ist das schon deshalb ganz einfach, weil die Nutzer dort nur die Statusmeldung ihrer Freunde sehen. Und selbst da können sie schnell auswählen: Wem eine Statusmeldung nicht gefällt, fährt mit der Maus einfach auf das kleine Kreuz oben rechts und klickt auf »verbergen«. Und Netzwerke wie die Business-Community Xing sind schon auf Gruppenbildung angelegt: Xing beschreibt sich selbst als »Plattform für Geschäft, Job und Karriere«. »Diese einfache Abgrenzung geht offline nicht«, sagt Thimm. »Da treffen wir unvermeidlich auf Menschen, die wir uns nicht aussuchen.« Wer dagegen immer nur mit Meinungen konfrontiert ist, die den eigenen ähneln, könne irgendwann Diskussionen und Kritik nicht mehr aushalten.

XING // FÜR JOBSTRATEGEN

Auch wenn sich Jörissen, Kutscher und Thimm nicht einig sind: Bei der Frage »Was tun?« sagen alle dasselbe: Die Orientierung im Netz, den Umgang mit Facebook und Twitter schon in der Schule zu lehren, könne sozial Schwächeren wie dem Hauptschüler Tim beim Mitreden helfen. »Denn das Netz«, sagt Nadia Kutscher, »hat eine Menge positiver Effekte. Nur nicht für alle im gleichen Maße.«

Friede, Freude, Demokratie? Die Hoffnungen, die Euphoriker in das Internet setzten, wanken bedrohlich. Finden wir jedenfalls in unserem Kommentar unter www.bit.ly/sozialespaltung.

FOTOS: EROL GURIAN

Dämmerung über Urumqi, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Xinjiang, im Nordwesten des Landes.

外部网络*

*Das Exter-Net

Ein Chinese geht ins Internetcafé und hat nur Zugriff zum staatlich kontrollierten Intra-Net. Unser Autor sucht: das Exter-Net. Willkommen in China.

VON FRIEDRICH LEIST

Mit meinen blonden Haaren falle ich auf. Kinder starren mich an, auf dem größten Basar von Urumqi, der Hauptstadt der westchinesischen Provinz Xinjiang. Die Händler hier gehören überwiegend zur uigurischen Minderheit, einem Turkvolk, muslimisch-arabisch geprägt. Die Männer tragen weiße Kappen auf ihren schwarzen Haaren, einfarbige Stoffgewänder. Jeder hat einen Bart. Die Frauen sind in bunte Kleider gehüllt, tragen Kopftuch, manche sind komplett verschleiert.

An einem Schmuckstand spricht mich Yusuf an, so stellt er sich vor. Er hilft mir beim Handeln, übersetzt dem Verkäufer und mir. Als ich bezahlt habe, frage ich Yusuf nach dem Gerücht, das ich am Morgen in der Hotellobby gehört habe. Am Vortag sollen 14 Uiguren im Norden der Provinz eine Polizeistation überfallen haben. Es heißt, dass zwei Geiseln getötet wurden und die Polizei alle Geiselnehmer erschossen hat. »There are problems with Chinese and Uighure people«, antwortet er. »Tensions, but in China you cannot talk about this.« In den Zeitungen stehe nichts über den Überfall, sagt er, im Internet könne er nicht suchen. »You don't know who is watching when you surf in the internet.« Ich frage ihn, ob er glaube, dass die Uiguren benachteiligt werden. »No one will talk about this here«, sagt er. »Too dangerous.«

Polizist oder Wachmann? In China kaum zu unterscheiden. Hier aber: Wachmann.

In der Stadt ist viel Polizei unterwegs. Schwarz gekleidete Elitetruppen mit schusssicheren Westen patrouillieren auf der Straße, fotografieren darf man sie nicht. Vor zwei Jahren, am 5. Juli 2009, war Urumqi Schauplatz massiver Unruhen, bei denen nach staatlichen Angaben 197 Menschen starben. Tausende wurden verhaftet. Die uigurische Minderheit protestierte gegen Repressionen und für mehr Autonomie. Die Lage eskalierte, Geschäfte wurden geplündert, Menschen auf offener Straße verprügelt. Die chinesische Regierung reagierte mit erhöhtem Polizei- und Militäraufgebot und einer vollständigen Kommunikationsblockade. Fast elf Monate war die Provinz Xinjiang von Internet, Telefon- und Mobilfunkverbinungen abgeschnitten.

Auf der Straße sehe ich viele Passanten mit einem Handy. Nicht die einfachen Modelle, sondern Smartphones. Chinesen checken auf der Straße ihre E-Mails, surfen im Netz, chatten. China ist online, dieser Eindruck drängt sich auf. Ich mache mich auf die Suche nach einem Internetcafé, in einer Stadt mit über drei Millionen Einwohnern sollte das leicht sein.

Auf einem Basar für Computer und Elektronik bekomme ich immer wieder die gleiche Antwort: Kein Internet für mich, nein, den Computer hinter dem Tresen kann ich nicht benutzen. Einen Stick für mobiles Internet kann ich nicht kaufen, jede SIM-Karte muss registriert werden, mein deutscher Reisepass reicht nicht. Anonym kann in China niemand ins Internet gehen. Die IP-Adresse eines jeden Computers wird immer genau dem Nutzer zugeordnet. Jeder Seitenaufruf, jeder kritische Kommentar kann so nachverfolgt werden.

Ich frage den jungen Portier eines Luxushotels, wo ich online

FOTOS: FRIEDRICH LEIST

gehen kann. Internetcafés, so sagt er in gebrochenem Englisch, nein, er glaube, so etwas gebe es in China nicht. Schließlich spricht mich eine Frau an, Ende 40 ist sie wohl, westlich gekleidet mit Calvin Klein-Shirt, Gucci-Sonnenbrille, Goldschmuck. In perfektem Englisch fragt sie, ob sie mir helfen könne. »I need internet«, antworte ich. Sie mustert mich kurz, sagt knapp: »Follow me«. Der Lärm der hupenden Autos und Marktschreier wird leiser, als ich ihr in eine Seitenstraße folge. Sie weist auf ein rotes Haus mit gelben chinesischen Schriftzeichen. »Fourth floor« sagt sie, »but you need an ID-card.« Ich steige in den Fahrstuhl. »I will be on the third floor, call me if you need me«, ruft sie mir noch hinterher. Ist sie von der Staatssicherheit oder nur hilfsbereit?

Ich öffne eine nackte Stahltür: Von den 50 Computerplätzen in dem mit bunten Laternen ausgeleuchteten Raum sind nur zehn besetzt. Junge Chinesen mit langen Haaren starren auf die Monitore. Hinter einem grauen Tresen sitzt ein Mann um die 20, der mit geübten Tastenkombinationen Geldbeträge auf ein Online-Pokerspiel setzt. »I need internet«, spreche ich ihn an, tippe dazu im Zehn-Finger-System auf einer imaginären Tastatur. Er kopiert meinen Reisepass, führt mich zu einem Computer, der vom Tresen aus einzusehen ist. Startet den Internet-Explorer, geht auf Baidu.cn, die größte chinesische Suchmaschine. Tippt chinesische Zeichen in eine Übersetzungsmaske, »Exter-Net?« erscheint, als er Enter drückt. Ob ich auf das Internet außerhalb Chinas zugreifen will? Ich nicke, er schaltet den Computer frei. Ich rufe den hive-Blog auf, dieser ist nicht zu erreichen. Dafür aber Spiegel.de, NYtimes.com und Bild.de. Die Seite der Deutschen Welle kann ich nicht aufrufen. Unauffällig stecke ich meinen USB-Stick in den Port. Ich will überprüfen, was ich nach Deutschland schicken kann: Ein Foto des Dalai Lama, Bilder des Massakers vom Platz des Himmlischen Friedens in Peking, sogar ein paar Hardcore-Pornobilder habe ich vor der Abreise auf meinen USB-Stick geladen.

Das Hochladen der Daten dauert ungewöhnlich lange, mein Herz klopft, jeden Moment erwarte ich, dass Polizisten durch die Tür kommen. Überwacht mich die chinesische Internetbehörde? 450.000 Mitarbeiter soll sie haben, hat man mir vor der Reise gesagt. 450.000 Menschen, die nichts anderes tun, als den Datenverkehr nach systemkritischen Informationen zu durchsuchen. Was aber ist systemkritisch? Es existieren keine Listen mit Themen oder Begriffen, die verboten sind. Ob ein Bild des Dalai Lama die Alarmglocken der Überwachungsbehörde auslöst? Ich kann es nur vermuten. Genau so wird es jedem Bürger in China gehen. Die Angst, das Falsche zu suchen oder zu schreiben, zerstört jede freie Kommunikation im Internet. Es mag Wege geben, um die eigenen Spuren zu verwischen, doch die erfordern viel Computerwissen. Und jeder Fehler wird Konsequenzen haben: Im Gegensatz zu mir, dem Touristen, dem vielleicht nur ein schneller Rauswurf aus dem Land droht, muss ein Kritiker damit rechnen, jahrelang ins Gefängnis zu kommen.

JEDEN MOMENT ERWARTE ICH, DASS POLIZISTEN DURCH DIE TÜR KOMMEN.

Weil sich die Uiguren vor zwei Jahren gegen den Staat auflehnten, stehen nun an jeder Ecke weiße Masten. Mit Kameras daran.

Ich fange an, zu verstehen, wie die chinesische Internetzensur funktioniert: Sie blockiert nicht einfach nur Inhalte. Sie blockiert das freie Denken. Sie bewirkt eine Selbstzensur der Menschen, eine Schere im Kopf von jedem, der das Internet – das chinesische Intra-Net – benutzt.

Nach ein paar Minuten erscheint die Meldung, dass die Datei gesendet wurde. Ich logge mich aus, eile zum Tresen, bezahle. Alle Dateien, so erfahre ich später, sind problemlos durch die Great Firewall gekommen. Die Frau, die mir das Café gezeigt hatte, ist nirgends zu sehen. Trotzdem will ich sicher gehen, nicht verfolgt zu werden. Ich verlasse das Internetcafé, raus auf die abendlichen Straßen von Urumqi. In jedem Wachmann sehe ich einen Polizisten, der mich verhaften will. Glaube, von den Kameras, die überall an den Kreuzungen stehen, überwacht zu werden. Auf dem nahen Basar versuche ich, so gut es trotz meiner blonden Haare geht, im Gewühl unterzutauchen.

Tiananmen, Tibet, Arabische Revolution: Filtert Chinas Zensurbehörde E-Mails, die nach Deutschland gehen? Wir haben es getestet. Das Ergebnis seht ihr unter: bit.ly/great-firewall.

»FI(LMGU)CKEN?«

Party, Porno, Peinlichkeit: Axel Lilienblum sammelt mit einer Freundin witzige Kurznachrichten auf SMSvongesternnacht.de.

VON RICO GRIMM

hive: Ihr habt mehr als eine halbe Million Fans auf Facebook, euer Buch hat sich 150.000 Mal verkauft...
Axel Lilienblum: Ja! Dabei sollte die Website eher ein witziges Projekt sein. Aber es ging gleich gut los. Am Anfang waren es hundert neue Fans pro Tag, später tausend.

Verdient ihr so viel Geld mit dem Projekt, dass ihr davon leben könnt?
Ja, schon. Aber nicht so viel, dass wir reich werden.

Wie viele SMS habt ihr bekommen, seit ihr vor zwei Jahren online gegangen seid?
Etwa 40.000. Aber nur 7000 haben es auf die Seite geschafft. Es ist ziemlich viel Ausschuss dabei. Wir müssen knallhart aussieben. Viele SMS werden doppelt eingereicht oder sind nicht lustig.

Die SMS sind anonym. Gibt es trotzdem Leute, die sich darin wiedererkennen?
In wenigen Fällen haben wir von betroffenen Personen eine nette E-Mail bekommen und die SMS dann sofort gelöscht. Ärger gab es deswegen noch nie.

Was macht ihr sonst so – wenn ihr nicht gerade SMS von fremden Leute lest?
Ich bin Physiker, arbeite aber als Journalist. Anna Koch, mit der ich die Seite zusammen mache, studiert Regie in Berlin.

4 Lieblings-SMS

11:13 Uhr »Leute, daß die Bude wie Sau aussieht, nehme ich hin (Taddy oben ohne wars wert!!!) aber in 6Std. Sind meine Eltern wieder am Start, WO IST DER INHALT VON DADS AQUARIUM?«

10:37 »deine nummer stand auf meinem penis geschrieben. Also, guten morgen!«

13:02 »Alter ich hab gestern nen liter wodka gesoffen, bin grad mit nem mädel im arm auf ner caoch in irgendsoner wg aufgewacht,w hab den kater meines lebens un des einzige was die im kühlschrank haben is bier«

13:08 »ich versteh dein Problem nich...«

Quelle: smsvongesternnacht.de

Ihr schreibt: »Wir bemühen uns, nur glaubwürdige SMS zu posten.« Was ist der Maßstab? Betrunken können schließlich die unmöglichsten Dinge passieren...
Der Maßstab ist ganz klar die eigene Erfahrung. Wenn man sich vorstellen kann, dass das einem selbst passiert, oder dass das jemand anderem passieren kann – dann nehmen wir die SMS auch.

Was sind eure Lieblings-SMS?
In unserem Buch haben wir viele unserer Favoriten gesammelt. Aber es gibt eine SMS, die mir wirklich gut gefällt. Über's Telefon ist sie leider etwas schwierig zu erklären. Also: Filmgucken. Dabei sind aber zwei Klammern gesetzt. Und zwar hinter dem »Fi« von Film und hinter dem »gu«...

...und heraus kommt fien.**
So etwas ist klasse, weil es mit dem Medium SMS spielt. Die SMS sind immer eine Mixtur aus Kurzgeschichte, Momentaufnahme und Situationskomik.

Wenn euch eure Kinder mal fragen, was ihr so gemacht habt, als ihr jünger wart: Zeigt ihr ihnen SMSvongesternnacht.de?
Klar!

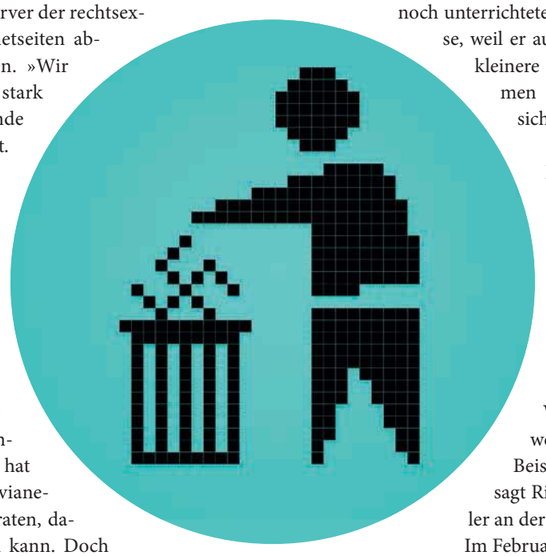
BEI DENEN HACKT'S

Wahlkampfbilder »immer schön arisieren« und eine »Horde ›widerwärtig‹ aussehender Ausländer« darauf drucken: Hacker haben interne Mails der NPD veröffentlicht. So etwas passiert öfter.

VON ANNE HÄHNIG

Es könne sein, dass ihm bald jemand in den Briefkasten pinkle, haben die Polizisten zu Hans Markert gesagt. Er sei jetzt so etwas wie Freiwild für die Nazi-Gegner. Sein Name und seine Adresse stehen auf einer Liste im Internet, Hans Markert wurde als NPD-Spender geoutet.

Wieder haben Hacker die Server der rechtsextremen Partei geknackt, Internetseiten abgeschaltet und Daten gestohlen. »Wir fühlen uns davon inzwischen stark bedroht«, sagt der stellvertretende NPD-Vorsitzende Frank Schwerdt. Anonymität ist vielen Spendern der Partei wichtig. Auch Hans Markert würde am liebsten gar nicht mehr mit den Rechtsextremen in Verbindung gebracht werden. Deswegen will er seinen wahren Namen hier nicht lesen. Das würde die früheren Freunde vielleicht gegen ihn aufhetzen. Sie haben ihn ohnehin schon als »Rasseschänder« beschimpft, denn Markert hat sich in Südamerika in eine Bolivianerin verliebt. Nun will er sie heiraten, damit sie in Deutschland bleiben kann. Doch die Behörden stellen sich quer. »Es ist ein Witz. Früher wollte ich, dass Ausländer nicht ins Land kommen dürfen, heute kämpfe ich darum, dass meine Frau hier bleiben darf«, sagt der 28-Jährige.



Neben ihm stehen noch einige andere auf der NPD-Spenderliste, die ihre politische Einstellung lieber geheim gehalten hätten. Von solchen Unterstützern leben die Rechtsextremen. Rund 1,2 Millionen Euro wurden der NPD 2009 gespendet. Das sind knapp 37 Prozent aller Einnahmen. Zum Vergleich: Bei der Linkspartei beträgt der Spendenanteil nur etwa zehn Prozent.

Die Hacker treffen die NPD an ihrer empfindlichsten Stelle. Ein pensionierter Lehrer aus Niedersachsen, der hin und wieder noch unterrichtete, dürfe nicht mehr vor die Klasse, weil er auf dieser Liste stehe. Und einige kleinere sächsische Unternehmen bekämen nun weniger Aufträge, beklagt sich NPD-Mann Frank Schwerdt.

Hacking ist zum politischen Protest geworden. »Man kann sagen, dass die Hackerszene insgesamt eher links angehaucht ist«, sagt der ehemalige Wikileaks-Sprecher und Informatiker Daniel Domscheit-Berg. Entsprechend häufig würden die Server der NPD angegriffen. »Dieser digitale Widerstand schadet der Partei wesentlich mehr, als wenn zum Beispiel eine Demo verhindert wird«, sagt Richard Stöß, Politikwissenschaftler an der Freien Universität Berlin.

Im Februar wurden unter anderem der *taz* und dem *Spiegel* rund 60.000 interne NPD-Mails zugespielt. Darin fordert Sachsen-Anhalts früherer NPD-Landeschef Matthias Heyder, die Wahlkampfbilder müssten »immer schön arisiert« werden. Der NPD-Pressesprecher Michael Grunzel schreibt über eine NPD-Zeitung, sie sei das Beste, »jedenfalls seit Joseph Goebbels«. Der sächsische Fraktionschef Holger Apfel will auf einem Wahlkampfbild eine »Horde ›widerwärtig‹ aussehender Ausländer« drucken.

Nicht nur Mails, sondern auch Adressen: Die Hacker haben mehr als 400 NPD-SPENDER enttarnt. Aus diesen Daten ergibt sich, in welchen Bundesländern prozentual die meisten Parteispender wohnen. Die NPD sagt, es gebe weitere Gönner, die nicht in der Liste vorkommen.

EX-LANDESCHEF HEYDER FORDERT DIE PARTEIFREUNDE IM NETZ DAZU AUF, DIE FRAUEN DER LINKSPARTEI ZU »SCHÄNDEN«

»Ich dachte, die reden allenfalls in Hinterzimmern so oder nach dem fünften Bier«, sagt Politikwissenschaftler Richard Stöß. Doch dass die NPD ausländerfeindlich ist und sich für die Nazizeit begeistert, ist wenig überraschend. Es stört aber das öffentliche Bild, das die Partei von sich im Wahlkampf zu zeichnen versucht: Die Rechtsextremen wollen seriös auftreten. Auf dem Foto einer NPD-Wahlzeitschrift ist zu sehen, wie NPD-Mann Matthias Heyder lächelnd das Wort »Demokratie« auf eine Glasscheibe schreibt. Dass er es mit den demokratischen Werten dennoch nicht so ernst meint, wurde wenige Tage vor der Wahl bekannt. Schuld daran waren, einmal mehr, interne Nachrichten aus einem Internetforum, die an die Öffentlichkeit kamen. Dort beschreibt Matthias Heyder, wie Bomben zu bauen seien und wie die Bundesrepublik »lahmgelegt« werden könne: »20 Koffer, 20 Mann, 20 Bahnhöfe«. Heyder fordert unter dem Pseudonym »Junker Jörg« seine Parteifreunde dazu auf, die Frauen der Linkspartei zu »schänden«. Die NPD jedoch scheint sich nicht für die Einträge an sich zu schämen – nur dafür, dass sie öffentlich wurden. »Etwas flapsig hingeschrieben« seien die Forenbeiträge eben, sagt NPD-Mann Schwerdt. »Wir vermuten, dass uns diese Geschichte ein halbes Prozent gekostet hat.« So viel fehlte bei der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt. Die Partei holte 4,6 Prozent der Stimmen und zog damit nicht in den Landtag ein.

Neben der NPD wurden in diesem Jahr auch schon Sony, der Zoll und der Internationale Währungsfond gehackt. Eine Liste der zehn schwersten Hackerangriffe 2011 findet ihr unter www.bit.ly/npd-hacker.

GRAFIKEN: BENEDIKT SOMMER / CAZAI GRAPHICS

Das Theater mit den Daten

Name, Adresse, Beziehungsstatus: Um Antje Schupps Bühnenstück sehen zu können, müssen die Zuschauer mit Privatem zahlen.

VON NINA HIMMER

Deef Pirmasens macht das nicht«, sagt Deef Pirmasens. Der Münchner Blogger klappt demonstrativ seinen Laptop zu, verschränkt die Arme vor der Brust und fixiert die junge Frau vor sich. »Es ist eine Inszenierung«, gibt die zurück, springt auf und durchquert auf ihren beigen Chucks wild gestikulierend den Raum. »Du bist der Experte, wer sonst sollte es tun?«, fragt sie. Doch der Blogger bleibt hart. Er hat die Teenager-Autorin Helene Hegemann des Abschreibens überführt, kommentiert so manche digitale Entwicklung mit dem Satz: »Mir wird schlecht« und engagiert sich für Datenschutz im Netz. Deef steht auf der guten Seite. Leute mit Datenmissbrauch zu verstören, ist nicht sein Ding. Genau das aber will Antje Schupp.

Die junge Münchner Regisseurin ist entschlossen, ihr Publikum zu einem bewussteren Umgang mit Daten im Netz zu bewegen. Deshalb soll Deef, der in ihrem Theaterstück »Public Republic« sich selbst spielt, in Echtzeit eine Webseite bauen, auf der Unwahrheiten über Zuschauer verbreitet werden. Um zu zeigen, wie schnell das geht. Widerwillig hackt er einige Befehle in den Laptop. Antje Schupp nimmt ihre Brille ab und reibt sich über die Augen. Ein anstrengender Proben-Morgen liegt hinter ihr. Sie ahnt, dass sie diese Szene wird streichen müssen.

In ihr Stück will die 28-Jährige Daten ihrer Zuschauer einweben. Die mussten sich deshalb über das Internet anmelden und dabei Name, Geburtsdatum und Wohnort angeben. Anschließend haben Schupp und ihr Team die Besucher gegoogelt und möglichst viel über sie ausfindig gemacht. »Als Theatermacherin interessiert mich die gesellschaftliche Veränderung durch die digitale Technik«, sagt sie. Dass »alle wie verrückt posten« hat sie zu dem Stück inspiriert. Zwar sei die Problematik des Datenmissbrauchs mittlerweile thematisiert worden, ein echtes Bewusstsein dafür existiere aber nicht. »Wie auch? Man spürt ja nicht, wie das alles passiert«, sagt sie. Das ist ihre Mission: greifbar machen, was im Verborgenen geschieht, wann immer wir Google, Facebook, Amazon oder andere Onlinedienste nutzen.

Sechs Tage später stehen die Zuschauer vor dem Münchner Pathos Theater im Regen Schlange. Drinnen werden sie wie alte Bekannte begrüßt, mit Händedruck und Namen. Sie bekommen einen Fragebogen, der an Facebook auf Papier erinnert. Wer noch mehr Daten von sich preisgibt, muss weniger Eintritt zahlen. Eine alte Dame, die ihr Geburtsdatum mit 1932 angegeben hat, hält amüsiert bei der Frage über ihren Beziehungsstatus inne, streicht dann die vorgegebenen Optionen durch und schreibt in ordentlichen Druckbuchstaben: »In einer lockeren Beziehung.« Sie habe über Facebook von dem Stück erfahren. Denn ohne Facebook bekomme man »nichts mehr mit von den jungen Leuten«. Eine junge Frau neben ihr schreibt zögerlich, nagt dabei an ihrer Unterlippe und lässt viele Lücken. Schreiben auf Papier fühlt sich anders an als schnelles Tippen und Klicken im Internet. Eine Parallele zwischen der digitalen und der analogen Welt: Das mehrseitige Kleingedruckte liest fast niemand.

Von Anfang an ist klar: Dies wird kein gemütlicher Theaterabend, sondern ein Spiel mit Regeln und Nutzungsbedingungen. Gerüst des Stücks ist die fiktive Firma »Public Republic«, die es besser machen will als Google oder Facebook. Nutzerdaten sollen so verwaltet werden, dass Gewinne an die Kunden zurückfließen. Natürlich wird am Ende doch alles verhökert. Und es dauert nicht lange, bis die ersten Zuschauer sich selbst auf der Bühne vorfinden – oder besser gesagt: ihr Daten-Abbild aus dem Internet, verkörpert von Schauspieler Andreas Hacker. Der kommt als »Google-Double« der Firma auf die Bühne und nimmt die Identität der Kunden an. Plaudert locker über Beruf, Hobbys und Freunde. An diesem Abend schlüpft er in die Haut des jungen Gitarristen Benedikt, des Radio-Moderators Christoph, des Autors Philipp und der BWL-Studentin Julia. Sie alle sitzen im Publikum. Ihre Fotos, Adressen und Facebook-Profile flimmern über die Wand.

Szene aus dem Theaterstück »Public Republic« mit SUSANNE SCHRÖDER, JUDITH HUBER und ANDREAS HACKER.

FOTO: REGINE HEILAND

EINE ALTE DAME SCHREIBT ÜBER IHREN BEZIEHUNGSSTATUS: »IN EINER LOCKEREN BEZIEHUNG«

»Und, habt ihr euch wiedererkannt?«, fragt Hacker ins Publikum. »Das mit dem Studium stimmt nicht«, sagt Julia und kichert unsicher, »sonst kommt es hin.« »Mich habt ihr gut getroffen«, sagt Benedikt. »Und bei mir habt ihr geschummelt«, konstatiert der Moderator. Die Betroffenen lachen bemüht unter den Blicken der anderen Zuschauer. Gerade haben sie erlebt, wie aus Online-Informationen eine Assoziation der eigenen Person entsteht. Wie real wird, was sonst in virtuelle Unsichtbarkeit gehüllt ist. Und wie deplatziert sich vermeintliche Vertrautheit anfühlen kann. Das Stück changiert zwischen realen Informationen über Datenmissbrauch, fiktiven Abläufen zu eben diesem und humorigen Passagen. Sie sind notwendig. Lachen ist das Gegengift der latenten Angst, die das Stück auslöst. Lachen kompensiert die Irritation, die entsteht, wenn Verborgenes an die Oberfläche gezerrt und Unbemerktes spürbar gemacht wird.

Gut möglich, dass mancher nach diesem Abend sein Passwort ändern, sein Profil löschen oder seinen Status zurücksetzen wird. Und sich an das Gefühl erinnert, wenn Amazon mal wieder die Wunschliste vorgeschrieben, Facebook alte Freunde aufgestöbert oder Google die perfekte Werbung platziert hat.

STRG + Zukunft

VON FRANZISKA DRAEGER

Gestern habe ich meine Welt digitalisert. Schon lange haben mich ihre analogen Grenzen genervt. Jetzt kann ich morgens aufstehen. Hirn hochfahren. Meinen Akku mit einer Tasse Kaffee laden. Den Kaffee umstoßen und beim Versuch, die Tasse aufzufangen, den Zucker hinterherschmeißen. Auf der Kaffeelache ausrutschen und mit dem Kopf gegen den Herd schlagen. Egal. Strg Z. Strg Z. Strg Z. Alles gut. Ins Bad taumeln. Die dunklen Augenringe und die Krähenfüße beseitige ich mit dem Photoshop-Radiergummi. Schnell noch einen Weißabgleich meiner Zähne machen und den Schlüssel suchen. Der ist unauffindbar. Ins Suchfenster neben der Haustür »Schlüssel« eingeben. Ergebnis: Schlüssel (hinterm Kühlschrank), Kloschüssel (Bad), Schussel (vor dem Suchfenster). Morgen unbedingt Wohnung defragmentieren.

Wieder zu spät dran für die U-Bahn. Hochleistungsbetrieb. Den einzigen freien Platz in der Bahn ergattern und merken, warum er frei war. Mein Gegenüber versichert ihrem Knuddelschnubbel, wie sehr sie ihn während der Arbeit vermissen wird. Ich blocke ihren Newsfeed. Neben mir niest sich ein Rotzlümmel seine Seele samt einer Bakterienherde aus dem Leib. Soll er doch. Mein Virenschutz ist frisch aktualisiert.

MORGEN UNBEDINGT WOHNUNG DEFRAGMENTIEREN

In der Morgenkonferenz die üblichen Grundsatzfragen und Motivationsfloskeln. Ich schalte mich einfach auf »als offline anzeigen«. Auf dem Gang schmeißt sich Jonas an Lena ran: »Gibst du mir dein Passwort? Ich würd' mich gern bei dir einloggen.« – »Sorry, ich glaube, wir sind inkompatibel. Wie ein Mac und ein alter hp-Drucker.« Jonas will etwas erwidern, ich kann sehen, wie er einen klugen Gedanken lädt. Sein Ladebalken ist noch nicht halb voll, da ist Lena schon in die Teeküche verschwunden. Jetzt schnell vorbeigehen, bevor er mich auch noch anstupst.

Eigentlich arbeitet nur unsere Sekretärin Frau Schips. Dafür umso hektischer. Seit ihrem letzten Update beantwortet sie gleichzeitig Mails, telefoniert mit Kunden und hackt sich ins System des Konkurrenzunternehmens. Kurz schaut sie von ihrem Schreibtisch auf – gruselig. Sie hat es heute morgen mit Photoshop übertrieben. Nicht nur ihre Sorgenfalten wegretouchiert, sondern auch ihre Augenbrauen. Sie tippt und tippt und hackt und hackt. Eine Fehlermeldung poppt auf ihrer brauenlosen Stirn auf: »Die Operation ist aus einem nicht näher bezeichneten oder unbekannten Grund fehlgeschlagen. Fehlercode 0x80000048.« Welche Operation? Egal. Ich klicke auf Ignorieren. Frau Schips fängt an zu qualmen. Sie hat sich aufgehängt.

FOTO: EROL GURIAN